

# Das Waldviertel

Blätter für Heimat- und Volkskunde des niederösterreichischen Waldviertels.

In Verbindung mit dem Verein für Landeskunde und Heimatschutz von Niederösterreich und Wien und Oesterreichischen Burgenverein / Oeffentliches Organ des Stadt-Museums Drosendorf, der Krahulek-Gesellschaft Eggenburg, der Heimatmuseen in Gmünd, Horn, Krems, Langenlois, Raabs a. d. Thaya, Spitz a. d. Donau, Waidhofen a. d. Thaya und des Museums der Stadt Zwettl.

Erscheint sechswöchentlich. Erscheinungstage: 15. Jänner, 1. März, 15. April, 1. Juni, 15. Juli, 1. September, 15. Oktober, 1. Dezember l. J.

Schriftleitung, Verwaltung und Anzeigenannahme: Waidhofen an der Thaya, Kirchenplatz, Niederösterreich.

Jahresbezugspreis 1933: Für Oesterreich ganzjährig S 3.50, halbjährig S 2.— (Einzelheft 50 g), im Auslandsversand um S 1.— für Portospesen mehr.

Die Abmeldung vom Bezuge kann nur im Monate Dezember jedes Jahres erfolgen.  
Oesterreichisches Postsparkassenkonto D-6173.

6. Jahrg.

1. September/15. Oktober 1933

Doppelfolge 6/7

## Inhalt:

Kulturheimat. Von Ferdinand Proißl, Wien.

Albrechtsberg an der Krems. Von Pfarrer Stephan Biedermann, Raistenfeld.

Berschollene Siedlungen. Von Johann Hönigschmid, Oberlehrer i. R., Waidhofen an der Thaya.

Die Hügelgräber von Reichenbach bei Pittschau. Von Pfarrer Rupert Hauer, Dietmanns.

Kleine Notizen über eingegangene Erwerbszweige des Marktes Groß-Pertholz. Von Sepp Koppensteiner, Groß-Pertholz.

Ludwig Brunner: Eggenburg, die Geschichte einer niederösterreichischen Stadt. Von Angela Stifft-Gottlieb, Kustodin am Krahulek-Museum in Eggenburg.

Waldviertler Salzlieferanten für Zlabings. Von Prof. Dr. Hans Reutter, Brünn.

Die Seuch der Pestilenz. Von Prof. i. R. Ignaz Bözl, Wien.

Die Dreifaltigkeitssäule in Waidhofen an der Thaya. Von Oberlehrer i. R. Josef Kötter, Waidhofen an der Thaya.

Harolds „Geist“. Von Hauptschullehrer Franz Raubal, Pöchlarn.

Die bildhafte Sprache des Volkes. Von Oberlehrer Rudolf Hauschka, Alt-Hart.

Die Sage vom goldenen Tisch. Von Dr. Joseph Krinninger, Großau.

Johann Georg Grafel und seine Kameraden. Von Univ.-Prof. Dr. Robert Bartsch, Wien.

## Bilder:

Im Webstuhl.

Eggenburg.

Für Beiträge, die ohne Vorbehalt eingesandt wurden, ist redaktionelle Aenderung vorbehalten. Unverlangt einlangende Manuskripte müssen, wenn hiefür Honorar verlangt wird, mit entsprechendem Hinweis versehen sein. Rücksendung erfolgt nur bei Rückporto. Beiträge, die auch in anderen Zeitungen erscheinen, werden nicht honoriert und müssen den Vermerk „frei“ tragen. Genaue Anschriften, deutlich schreiben!

Heimat- und volkscundliche Beiträge über unsere Waldviertler Heimat sind sehr erwünscht, desgleichen solche über das Wirtschaftsleben und die kulturellen Bestrebungen des Waldviertels, und ergeht an alle Heimatgenossen, die sich in dieser Richtung betätigen, die Einladung zur Mitarbeit. Den Verschönerungs-, Museal-, Volksbildungsvereinen, Fremdenverkehrsverbänden, den heimatkundlichen Arbeitsgemeinschaften der Bezirksschulbehörden und Gemeindeverwaltungen, den Heimatverbänden der Waldviertler in Wien, den Wirtschafts- und Kulturverbänden jeder Art wird für ihre Tätigkeitsberichte und Aufrufe an die Oeffentlichkeit Raum gewährt. Es wird gebeten, sich mit der Schriftleitung ins Einvernehmen zu setzen.

Eigentümer, Herausgeber, Verleger und verantwortlicher Schriftleiter: Hans Haberl jun., Waidhofen an der Thaya. — Druck: „Albrecht Dürer“, Wien, VII., Bandgasse 28.

### Die Grafelfortschungen

erscheinen nur fortlaufend in der Zeitschrift und nicht als Sonderlieferung und können daher nicht auf einmal bezogen werden.

### Mitteilungen an die Bezahler.

Der Verlag bittet die Bezahler höflich um Entschuldigung wegen des Ausbleibens der Folge 6 vom 1. September d. J., die nun mit der Folge 7 vom 15. Oktober zur vorliegenden Doppelfolge 6/7 vereinigt wurde.

### Eine interessante Beobachtung.

In den Morgenstunden des 7. August 1933 wurde im Fichtenhochwald bei Karlstift, Forstrevier Stadlberg, ein nahezu zwei Meter langer Heer- oder Kriegswurm beobachtet.

Bekanntlich ist der Heerwurm, welcher immer gefellig lebt und gemeinsam zu Tausenden vereinigt hier und da nach geeigneten Fraßplätzen wandert, die Larve der 4 Millimeter langen Trauermücke *Sciara militaris*. Ähnliche Larvenzüge wurden dort schon im Jahre 1896 und 1900 beim Einsiedelbache, aber im Rotbuchenwalde, beobachtet und war bei den alten Holzhauern die Meinung verbreitet, daß diese Larvenzüge Vorboten eines Krieges sein sollen. Konrad Duntler, Forstverwalter in Groß-Bertholz.

### Briefkasten.

**Dringend gesucht** werden die Folgen 1, 3 und 7 vom Jahrgang 1930. Wer von den Beziehern eine dieser Folgen entbehren kann, wird mit Dank im voraus um die Einsendung an den Verlag ersucht.

### Höbarth-Museum der Stadt Horn.

Die Feier der Neueröffnung des Hörner Höbarth-Museums, welche am 2. Juli stattfand, verlief bei herrlichem Wetter und wird allen Teilnehmern im Gedächtnis bleiben. Das beständige Anwachsen der Sammlung und der Wunsch, endlich alle Objekte, die Höbarth im Laufe seines Lebens zusammengetragen hatte, vereinigt zu sehen, hatten den Neu- und Umbau des Museums zur Notwendigkeit gemacht. Darum mußte sich die Gemeinde Horn entschließen, dem beständigen Drängen des Museumsvereines zu willfahren, obwohl die Zeiten für ein derartiges Unterfangen nicht am günstigsten sind. Trotzdem wurde nach den Plänen des Herrn Oberbaurates Schwarz ein Bau hergestellt, der die Erwartungen aller übertraf. Um den alten, ehrwürdigen Stadtturm erstanden schöne, helle Räume und in letzter Stunde wurde ein prachtvoller Stiegenaufgang geschaffen, der zu einem Portal führt, welches mit dem Wappen des alten Wiener Lozes geschmückt ist. Dieses, bisher im Schlosse Rosenberg aufbewahrt, hatte Graf Hohos in dankenswerter Weise dem Museum gespendet.

Die Eröffnungsfeier war mit einer Einweihung verbunden, die der Prälat von Altenburg, Hochwürden P. Ambros Minarz, vornahm. Unter den zahlreichen Gästen waren erschienen: Universitätsprofessor Dr. Hirsch (Universität und Akademie der Wissenschaften), Prof. Dr. Loehr (Kunsthistorisches Museum), Oberst Caspari (Bundesdenkmalamt), Inspektor Ritter (Landwirtschaftskammer) usw. Legterer hielt die Festrede, wobei er viele Details aus dem Leben seines Freundes, des Sammlers und Forschers Höbarth, erzählte und in allgemein verständlicher Art darzustellen verstand, worin die wissenschaftliche Bedeutung der Höbarthsammlung besteht und über welche Perioden prähistorischer Zeit sie neues Licht verbreitet. Der sich anschließende Rundgang befriedigte und überraschte alle, denn durch die Neuaufstellung ist Ordnung in die Sammlung gekommen; außerdem konnte sie um viele Stücke vermehrt werden.

Die größte Befriedigung müssen aber die empfinden, die an dem Werden dieses neuen Werkes ihren Anteil hatten; so der Bürgermeister der Stadt Horn Adolf Bizlsberger und der Gemeinderat, der Obmann des Museumsvereines, Herr Notar Dr. Bernhauer und die Mitarbeiter Höbarths, die in den letzten Wochen tage-, oft nächtelang an der Aufstellung gearbeitet haben. Für den Forscher Josef Höbarth selbst bedeutet dieser Tag die Erfüllung eines jahrzehntelang gehegten Wunsches. Nunmehr ist seine Lebensarbeit vereinigt, in würdiger Form aufgestellt, der Mitwelt zugänglich gemacht und der Nachwelt erhalten.

### Heimatmuseum der Stadt Zwettl.

Zu Pfingsten d. J. wurde die Schönerer-Sammlung eröffnet und damit eine neue lebenswerte Abteilung unseres Museums geschaffen. Besondere Verdienste erwarben sich dabei die Herren Direktor Josef Traxler, Obmann; Direktor Hans Vogner, Kustos und Rudolf Briß.

Kein Besucher unserer Stadt veräume die Besichtigung unseres Heimatmuseums, die gegen vorherige Anmeldung bei Herrn Uhrmachermeister Lomsch, Obmannstellvertreter, jederzeit möglich ist. Der Eintrittspreis beträgt nur 50 Groschen.

### Heimatmuseum Waidhofen a. d. Thaya.

Seit dem Erscheinen des letzten Ausweises (in Folge 5 des 5. Jahrganges dieser Zeitschrift) wurden dem Museum folgende Spenden gewidmet, wofür hiemit herzlich gedankt sei:

Von Herrn Anton Kreuzer, Thaya, ein Fischottereisen, etwa 80 Jahre alt; von Frau Marie Kopya, Steuerbeamtenwitwe, durch Vermächtnis ein Glaslästchen (Hausaltar) mit zwölf religiösen Gegenständen und eine Figur, Maria mit dem Kinde, in vollstümlichem Glasfingerring, beides aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts, sowie eine zinnene Teekanne; von Fräulein Kienast ein Paar Holzschuhe (ganz aus Holz) nach Böhmerwälderart; von Herrn Oberlehrer Josef Kotter Ansichten von den Rasematten des Brünner Spielberges in Rahmen; von Herrn Sparkassenkassier Rupert Sauer sieben Stück großes Papiergeld der Kronenwährung und Stiftungsbrief der Binderschen Messerstiftung; von der Stadtgemeinde ein Gipsmodell einer Brunnenfigur für die Stadt Waidhofen, Entwurf von Heinrich Scholz. Durch Vermittlung von Herrn Obmann Ignaz Jörg wuchsen zu: ein Köchl, ein vollstümliches Blatt mit der Leidensgeschichte Christi, ein Geldtäschchen mit Perlenstickerei und zwei Lichtpußscheren (von Herrn Kaufmann Franz Hofmann), eine Eisenkugel, vermutlich aus der Schwedenzeit (gefunden vom Schüler Oskar Wagner), 7 Kupfermünzen aus der josephinischen und franziszeischen Zeit (von Rudolf Hubek), 2 ältere Kupfermünzen (gefunden vom Schüler Johann Simon), ein Täschchen (Flechtarbeit, von Herrn Friß Langer); durch Vermittlung des Herrn Prof. Anton Belliet ein Vereinsabzeichen und zwei Gedenkmedaillen (von Herrn Dumböck); durch Vermittlung des Herrn Sparkassensekretärs Hans Kaltenbrunner 2 Serbietenringe aus 1866 (von Frau Marie Wolf); durch Vermittlung von Herrn Kaufmann Hans Haberl Zeugnis für einen Weißbäckergehilfen des Bäderhandwerks in Waidhofen (von Herrn Anton Reinagl, Wien), durch Vermittlung des Kustos Dr. Ed. Weinkopf ein Kugel- und Schrotmodell aus Stein (von Herrn Franz Beran) und ein Getreideknopf (Felddämonenopfer).

Das Museum ist jeden Montag und Donnerstag von 1 bis 4 Uhr, an Sonn- und Feiertagen von 9 bis 11 Uhr geöffnet. Der Eintrittspreis beträgt 50 Groschen, für Schüler in Gruppen 10 Groschen. Außerhalb der Besuchszeit ist die doppelte Eintrittsgebühr zu bezahlen. Für Mitglieder des Museumsvereines ist der Eintritt frei.

**Geselligkeitsverein „D'Waldviertler Gemütlichkeit“**, Anschrift: Wien, 7., Kirchberggasse 7, A. Grubauer's Gasthaus.

Wir laden herzlich alle Waldviertler in Wien zu unserem 28. Erntefest ein, das am Sonntag, den 22. Oktober d. J., in Stalehners Sälen, Wien 17., Jörgerstraße 22, stattfindet. Zwei Musikkapellen, vollstümliche Belustigungen, Scherz und Kurzweil. Wer von den Wiener Waldviertlern sich wieder einmal heimatlicher Geselligkeit erfreuen will, der komme, er wird es nicht bereuen.

### Wohltätigkeits- und Geselligkeitsverein

#### „D'Waldviertler“ in Wien.

Postanschrift: Obmann Karl Pollak, Wien 5., Grüngasse 30.

Bereinsheim: „Zur gold. Glocke“, Wien, 7., Neubaug. 5.

Die Vereinsleitung ladet alle Wiener Landsleute herzlich zu ihrem „Waldviertler Volkstanz- und Jugendabend“ ein, der am Sonntag, den 29. Oktober d. J., um 7 Uhr abends, im Waldviertler Saal des Bereinsheimes, 7., Neubaugasse 5, stattfindet.



# Das Waldviertel

6. Jahrg.

1. September/15. Oktober 1933

Doppelfolge 6/7

## Kulturheimat\*).

Von Ferdinand Proißl, Wien.

Der Heimatschutz als Dienst an der Heimat ist in den letzten zwei Jahrzehnten die gleichen Wege gegangen wie vordem. Es ist dabei zur Gänze übersehen worden, daß das Zeitbild anders, ganz anders geworden ist, daß unsere Kinder eine Heimat haben, die der unsrigen schon nicht mehr gleicht. Damit ist eine „Rückläufigkeit“ der Heimatbewegung eingetreten, die dem Heimatgedanken zum Schaden gereicht. Zu sehr sind die Vertreter der „alten Schule“ noch gewohnt, gemäß den Worten Karl Leberecht Immermanns zu handeln, die er 1836, also vor fast hundert Jahren, in seinen „Epigonen“ geschrieben hat: „Mit Sturmeschnelligkeit eilt die Gegenwart einem trockenen Mechanismus zu; wir können ihren Lauf nicht hemmen, sind aber nicht zu schelten, wenn wir für uns und die Unsrigen ein grünes Plätzchen abzäunen und diese Insel so lange als möglich gegen den Sturz der vorbeirauschenden industriellen Wogen befestigen.“

Diese Ansicht des Westfalen Immermann, für seine Zeit vollauf berechtigt, da damals der Anfang des „Kulturumsturzes“, die Industrialisierung, verheerende Folgen zeitigte, ist zur Richtschnur geworden. „Schutz“ der Heimat gegen das andrängende Neue, ein, das sei gleich gesagt, fruchtloses Entgegenstemmen gegen jede Aenderung des vertrauten Bildes, das Bewahren traulicher Privatplätzchen, wenn auch draußen ödes Kunterbunt sein mag.

Dieser noch herrschenden Meinung wird eine neue entgegengesetzt, keinen „Schutz“, kein Entgegenstellen bedeutend, sondern vernünftiges Gewährenlassen, ein Mitgehen. Keine Bedachtnahme auf den Seelenfrieden weniger, sondern auf Glück und Gesundheit der Gesamtheit, des ganzen Volkes; keine Antiquierung und Wahrung einer bestimmten „Heimat“, nein, das Aufschließen des ganzen Heimatlandes als Heimat schlechtweg, kein Pressen der Heimat und des Heimatgedankens in Museen in der Form von Fossilien und Ladenaehütern und das Geltenlassen des Heimatgeföhls nur in der Geburtsrichtung oder beschränkt auf die Geburtsstätte, sondern ein Inirleben allüberall in deutschen Landen und unter Deutschen. Nicht Heimatschutz also, sondern Kulturheimat. Um jeglichem Mißverständnis im vorhinein auszuweichen, sei bemerkt, daß Natur-, Heimatschutz und Denkmalpflege als Ausdruck eines künstlerisch gestalteten und wissenschaftlich geleiteten Willens heute zeitgemäßer und zeitnotwendiger sind als je. Doch die landläufige Meinung ist: Was geschützt werden muß, ist im allgemeinen reif zum Untergang und jeglicher Schutz bindet Kräfte, die besser dem Fortschritt, dem Aufbau dienen könnten und wird zum Hindernis. Die Heimatidee braucht

\*) Siehe Bücherreihe: Heimatkunde.

keinen „Schutz“, keine Verteidigung hinter alten Bastionen und Stadtmauern, nein, umgekehrt, sie kann zur Mitarbeit, zum Angriff, wenn es sein muß, schreiten, nicht allein für wenige, für die Vergangenheit, für unsere Alvordern, nein, für die Gesamtheit, für die Zukunft, für die Menschen von morgen.

Unsere Vorfahren hatten es leichter. Noch war die Welt nicht so aufgeteilt wie heute und wenn's auch kein Paradies war, so doch echte Naturheimat. Einige Reste dieses Urzustandes haben sich hinter Gitter „geflüchtet“ und heißen Banngebiet, Schutzpark oder ähnlich.

Heute ist die Zusammensetzung anders. Die Natur ist hübsch gebändigt vom Menschengestalt und nachdrücklich genug preßt er ihr seinen Stempel auf. Wir gelangten dadurch langsam und doch für unsere Gesinnung zu rasch, zum heutigen Heimatraum.

Daher verstehen wir unter Kulturheimat die von der Gesamtkultur bestimmte und geformte Heimat. Kultur ist ein leider vielfach mißbrauchtes Wort, ein Schwammwort, das viele Deutungen in sich gesaugt hat. Wir wollen auch nicht, um den Unterschied zwischen Zivilisation und Kultur markieren. Unser Zeitgeist sieht schon in jedem sichtbaren technischen Fortschritt Kultur. Zugegeben, daß so mancher technische Bau oder Einrichtung sich vermöge seines oder ihres Werdens und einer verständigen Einkleidung in unsere gewachsene Heimat unauffällig einfügt, ähnlich der alten Dorfsinde oder dem Standbild eines Brückenheiligen. Auch diese Schöpfungen haben ihre blutvolle, erdgebundene, unserer Art, der sie entsprungen, gemäße Seite. Und doch schieben sich hier trennend die „Unwägbarkeiten“ ein und gerade ihnen trägt die Kulturheimat Rechnung. Ihrer Forderung entsprechend bedeutet Kultur eine sinngemäße Lebensgestaltung im deutschen Heimatraum. Möglichste Anpassung, Angleichung und Uebereinklang der Menschen mit der sie umgebenden, und ihrer Werke mit der sie aufnehmenden Landschaft. Ihr Blick ist immer zuerst auf das bodenständig Gewachsene, in Geschlechterfolgen erarbeitete gerichtet, im Gegensatz zu dem erst heute gewordenen, ganz abgesehen vom „dernier cri“ des Augenblicks, wo bloße Reklame an Stelle des Bedürfnisses tritt. Die Kulturheimat beschneidet rücksichtslos solche „Wassertriebe“ und verneint Kulturbindungen, die in ihrer Zwangsläufigkeit Bergewaltigung bedeuten oder überstaatliche Prägung haben. Sie ist Bannerträgerin jener Kultur, die den gesunden „Pulsschlag der Geschichte“ fühlt. Bernard Högbe, dessen Gedanken ich im wesentlichen hier folge, der langjährige Kämpfer dieser Bewegung, geht dabei von den heute nicht mehr bestrittenen Tatsachen aus, daß in dem von der Fabrikindustrie geschaffenen Häusermeer und Steinmassen der Großstadt Kulturwüsten geschaffen werden und der vom Boden durch Asphalt und Stein abgesperrte Mensch zum Wüstenmenschen, zum Nomaden wird, daß die riesigen Ackerflächen, erzitternd unter Motorengestamp, genährt mit Kunstdünger, ausgeschunden gleich dem letzten Lohnsklaven, ohne Baum und Strauch, nichts sind als Kultursteppe. Hier quillt kein Born des reinen, natürlichen Schaffens, nur Mühsal und tötende Plackerei.

Hier wartet eine große Aufgabe: Umwandlung der Kultursteppe zum Kulturpark mit Wiesen, Gärten und Aekern; Umwandlung des öden, reinen Bestandeswaldes zum Mischwald, in dem das Schöne mit dem Nützlichen zur Einheit verschmilzt; Umwandlung der durch den Vorteil des Geldsacks bedingten Häusermassen der Industriekloaken zur Stadtlandschaft, in der der Mensch wieder seiner Mutter, der Erde, in Liebe verbunden ist.

Diese Gedanken müssen Wirklichkeit werden und sind wir einmal in ihr, dann besitzen wir jene Lebensformen, die die Kulturheimat als Hochziele anstrebt. Diese Ziele greifen und bauen weit hinaus über die alten des Heimatschutzes. Noch einmal sei es gesagt: Wir bedürfen keines „Schutzes“ gegen die doch von uns gerufene, doch auch mit unseren Kräften, unserem Willen erarbeitete neue Kultur, wir wollen sie fördern, für sie kämpfen, damit sie unverfälscht bleibe in unserem Sinne. „Dann kann Heimat ein tiefwirkendes Element der Bergemeinschaftung werden: Bergemeinschaftung mit der Natur, mit den Ahnen und Vorfahren, mit den Heimatgenossen von einst und von heute, ein Sinn- und Ab-

bild menschlichen Lebens, erlebbar und erlebt mit Hingabe, die erste Stufe der Eingewöhnung in die Welt, die unsere große Heimat sein soll. Leicht ist dieser Weg der Menschwerdung verglichen mit dem anderen, der nicht über den Boden, nicht durch den Lebenskreis unserer Umgebung führt. Wohl dem, der in einer „Heimat“ Mensch werden durfte.“

Damit schließe ich mit den Worten von W. Schumann, diesem feinsinnigen Heimatmenschen, die das letzte Ziel der Kulturheimat einfach, und doch allgemein gültig, fassen.

## Albrechtsberg an der Krems.

Von Pfarrer Stephan Biedermann, Raasdorf.

Zu Albrechtsberg im Kremstalgau,  
Bei dem Schlosse, lästlich gelegen,  
Dort ragt ein Thron der „Lieben Frau  
Auf der Stiege“ dem Volke zum Segen.

Bau und Ausstattung der Burg und Kirche, die eine befestigte Einheit hoch über dem Dorfe bilden, machen Albrechtsberg zu der Perle des landschaftlich so viel bewunderten oberen Kremstales. Der Name lautet 1157 *Elharteskirchen* und 1207 *Albrechtsperge* und bedeutet Kirche oder Berg (Schloß) eines Elhart (Adelhart) oder Adalbrecht. Mutterkirche ist Meisling an der Krems, wo 1111 Markgraf Leopold der Heilige die schon ganz verfallene Pfarrkirche neu bauen und weihen ließ. 1263 ist der Vikar Heinrich bei der Kirche Albrechtsberg erwiesen, 1329 und 1332 finden wir den ersten selbständigen Pfarrherrn Magister Petrus in Albrechtsberg. Im Jahre 1403 gab Pfarrer Gerhard Salman von Albrechtsberg zur Kapelle Unser Frau auf der Stetten (Maria Stiegen) in Wien, deren oberster Kaplan er vorher gewesen war, einen Weingarten zu Dornbach. Albrechtsberg verehrt als Patronin der Kirche *U. L. Frau auf der Stiege*. Hier haben wir den ersten Zusammenhang mit der so auffallenden Bezeichnung. Pfarrer Salman muß ein besonderer Verehrer von Maria Stiegen in Wien gewesen sein, wie seine Schenkung beweist, wo er Kaplan war und wo soeben der prachtvolle Kirchenbau 1394 unter Hans von Lichtenstein, dem „gewaltigen Hofmeister“ Albrechts III., begonnen und vom Meister der Gotik, Michael Weinwurm, durch zehn Jahre geführt wurde, dieser Bau im Interesse der Stadt und Bevölkerung stand. Ein Maria auf der Stetten war ja auch des Pfarrers Salman Kirche zu Albrechtsberg und die Gnadenstatue am heutigen Hochaltar hier, Maria mit dem Jesukinde als Himmelskönigin, stammt aus der Zeit dieses Pfarrherrn, der so den Ursprung zur Wallfahrt *U. L. Frau auf der Stiege* zu Albrechtsberg veranlaßt hat. Auch die Marienkapelle, an die Südseite der heutigen Pfarrkirche angebaut, stammt aus ca. 1400. Die Schloßpfarrkirche in ihrer heutigen Größe und Pracht ließen Franz Josef Freiherr von Lempruch und Pfarrer Joh. Adalbert Maurer von Albrechtsberg in den Jahren 1755 bis 1770 erbauen. Lempruch hatte den St. Pöltner Baumeister Mungenast dafür gewonnen; die hübsche einschiffige Barockkirche hat eine einheitliche Einrichtung in braun-gold aus 1779 und wurde 1789 mit Deckengemälden (Verkündigung und Geburt Jesu und Anbetung des Allerheiligsten von Josef Fürst aus Krems) geschmückt. Der Hochaltar, die zwei Seitenaltäre und die Kanzel sind eine einheitliche Rokokoarbeit des Bildhauers Anton Carcon und des Vergolders Anton Möstl aus Krems. Auch Philipp Bieringer, Bildhauer in Mühlendorf bei Spitz, arbeitete mit ihnen.

In der Kirchengruft unter dem Hochaltar liegen bei 30 Leichen, teils in offenen Särgen, neun Leichen sind gut erhalten und mumifiziert. Davon sind die „drei Riesen“, in wohlerhaltene Lederkoller gekleidet, in der Gegend weithin bekannt. Eine dieser Riesenleichen ist Mathias Spindler, Rechnungsmarschall von Oesterreich, ein tüchtiger Wirtschaftsmann und Stifter der Sebastiani-Bruderschaft nach den Tagen der Pest 1679. Das Bräuhaus im Krems-

tale ist eine Schöpfung Spindlers. Das stattliche Schloßgebäude, auf einer nach allen Seiten steil abfallenden Höhe gelegen, bildet mit der Kirche, den Vormauern und Verteidigungstürmen einen weithin sichtbaren Komplex. Die wesentliche Form stammt aus der Zeit der Peuckham (Grabstein des Ritters Erasmus von Peuckham mit dem Wappen Peuckham, Auersperg, Lapiß und Mausham aus 1541 bei der Kirche) mit Benützung älterer Bauteile. Die einheitliche Nordfront war kurz vor 1600 die letzte große Bauführung, die Terrasse vor dem Südtrakte 1890 eine praktische Verschönerung des Hauses. Den ursprünglich landesfürstlichen Besitz haben um 1200 bis 1300 die Starhemberger, von 1377 bis 1527 die reichen Herren von Neudeck, von 1527 bis 1620 die Ritter Peuckham und deren Verwandte von Beldernsdorf. 1652 tritt als Käufer Hans Bernhard Zägler von Hainstetten auf, seine Witwe gibt Albrechtsberg an Matthias Ernst Spindler von Hofegg um 16.300 fl. Ein Verwandter Spindlers machte sich als Abt von Garsten so verdient, daß er 1589 nach Kremsmünster als Prälat berufen wurde. Da Matthias Ernst von Spindler keinen Sohn hatte, so bestimmte er 1692 Albrechtsberg als Familien-Fideikommiß für seinen Enkel Hans Karl von Lempruch. Dessen Großvater Adolf von Lempruch, Edelknecht am dänischen Hofe, nahm in Oesterreich Kriegsdienste und durfte wegen des Uebertrittes zur katholischen Kirche nicht mehr in sein Vaterland zurückkehren. 1646 zeichnete er sich bei der Befreiung der Städte Krems und Stein von den Schweden so aus, daß ihn Kaiser Ferdinand in den Ritterstand erhob. 1656 ist dieser erste Lempruch in Oesterreich auf seinem Besitze Friesing bei St. Pölten gestorben und liegt in Albrechtsberg a. d. Pielach, dem Vaterhause seiner Gemahlin Magdalena Barbara, geb. Hegenmüller begraben. Seit 1692 pflegen nun die Reichsfreiherrn von Lempruch mit Liebe und Sorgfalt den Familienbesitz Albrechtsberg a. d. Krems, viele Mitglieder des Hauses dienten dem Staate in hohen Stellungen in Krieg und Frieden.

Um Schloß und Kirche von Albrechtsberg spinnen sich viele Sagen: In der Teufelskirche (Naturgebilde hoch über der Krems) habe einmal der Teufel gepredigt; im Schloße hört man Geisterzeichen (Hungerturm); im öden Hainstettenhofe am Haidbüchel seien drei Bottiche Geld vergraben; in der Schusterluden hat zu Kriegszeiten ein Schuster gehaust, noch 1870 war sein Schusterstuhl dort zu sehen; im Keller des öden Schlosses Baumgarten sollen Falchmünzer gehaust haben. Von der Pfarrkirche meldet die Sage, wenn das Holz hinter der Kirchenmauer so stark wird, daß der einzelne Baum ein Bloch gibt, wird die Wallfahrt wieder aufleben.

Schon 1403 war es ein uraltes Herkommen, daß von jeder Hochzeit in der Pfarre dem Gutsherrn ein Kalb verehrt wurde und daß die Brautleute, wenn sie von der Kirche durch das Schloßtor auf den Platz traten, unter der Dorflinde drei Tänze taten. Heute hält das Postauto von Weiskirchen a. d. Donau herauf unter der Dorflinde Rast.

## Verschollene Siedlungen.

Von Oberlehrer i. R. Johann Hönigschmid, Waidhofen an der Thaya.

Südlich von Göpfrißschlag\*) befand sich die angeblich im Schweden- oder Hussitenkrieg vernichtete Ortschaft „Schlag“ in der heutigen Ried „Dorfstätten“ der Gemeinde Göpfrißschlag und werden die sogenannten „Pointlparzellen“ 1191, 1376 und 1367 sowie 1272 als Hausstellen bezeichnet. Auf Parzelle 1381 sind noch die Grundmauern ersichtlich, auf 1074 soll sich der Gemeindebrunnen und auf 1192 die Schmiede befunden haben. Der in den Waldungen häufig zu findende Schmiedezunder bestätigt diese Tatsache.

\*) Nach Mitteilungen des Herrn Josef Fasching in Göpfrißschlag.

An die traurige Schweden- und Hussitenzeit erinnert in diesen, ehemals im Besitze des dem Stifte St. Georgen an der Traisen gehörigen Zehentamtes „Gotsfriedts-Slag“ gewesene Ortschaft Göpfrißschlag die Sage, daß nach diesem traurigen Ereignis nur neun Personen, u. zw. in Nr. 3, 7, 9 und 14 je zwei und in Nr. 1 nur eine Person übrig geblieben seien. Ein in der schwarzen Küche von Nr. 3 versteckter Knabe fand Gnade vor den wilden Horden, indem er nur über die Stiege geschleudert wurde und mit dem Leben davonkam. Sein dadurch erhaltener krummer Fuß erinnerte ihn bis zu seinem 90. Lebensjahr an die furchtbaren Feinde.

Der Besitzer von Nr. 9 flüchtete mit seinen zwei Schimmeln in einen hohlen, großen Bündelhaufen. Durch das Wiehern der Pferde wurde er verraten, an den Kopfschweif gebunden und zu Tode geschleift.

In Nr. 7 suchte der Besitzer in einem hohlen Baumstamm Zuflucht bei dem Herannahen der Feinde. Der jetzige Besitzer dieses Hauses fand 1896 beim Graben einer Kalkgrube in der Nähe dieser Zufluchtsstätte eine große Nische, welche angeblich ein Stück Linsetbrot enthielt, welches der Finder bis heute noch aufbewahrt.

Einen Kilometer südlich, von 1142 urkundlich in den Zehentverzeichnissen der Pfarrherrschaft Raabs erwähnten Thures, unfern der Thures-Mündreither Straße, erblickt der Wanderer noch heute auf einem vorspringenden Felsen, an einer starken ThanaKrümmung, kleine Mauerreste sowie Gräben und Wälle einer einst bestandenen kleinen, turmähnlichen Feste, die allgemein als „Neuhäusel-Burg“\*) bezeichnet wird. Der ehemalige Burgplatz, heute die den Hausbesitzern Leopold und Marie Wenzl gehörige Waldparzelle Nr. 550 im Ausmaße von 1½ Hektar, birgt in der Nähe des Burgfelsens auch mehrere höhlenartige Gänge. Betreffs Gründung, Bestand, Bewohner, Verfall oder Zerstörung gibt uns die Geschichte keine Mitteilungen und nur die diesbezügliche Sage hat sich im Volksmunde erhalten.

Das vom Weltverkehr einst ganz abgeschlossene kleine Dorf Thures mit seiner 110 Personen betragenden Bevölkerung soll eine slawische Gründung eines Turci gewesen sein, der dort einen adeligen Gutshof besaß, wo noch die Hausgründe Nr. 11 (Konrad Fischer), Nr. 19 (Franz Fischer) und Nr. 9 (Anton Demmer) den Grundstock des Besitzes bildeten, samt den Wäldern und Wiesen östlich und westlich der Burg im Ausmaße von 500 Joch, in deren Mitte er wahrscheinlich das Kastell erbauen ließ. Im rückwärtigen Gebäudeteil des Hauses Nr. 11 war noch 1925 ein altes, einstöckiges Gebäude zu sehen, in dem steinerne Stufen zu zwei mäßig großen Zimmern mit je zwei nach Süden gerichteten Fenstern mit steinernen Fensterstöcken führten. Mehrere Mauernischen, eine Kienleuchte und verschiedenes Eichenholzgebälk hatte sich in dem ehemaligen Wohnraum angeblich zweier adeliger Damen erhalten.

Unterhalb dieser Wohnung war ein mäßig großer Keller, aus dem zwei Erdställe, deren Eingänge in letzterer Zeit vermauert wurden, in östlicher und nördlicher Richtung ausgingen. Dieses alte, einst den Ort beherrschende Gebäude wurde 1929 abgetragen und einem Neubau Platz gemacht.

Die Sage will als letzten Besitzer der „Neuhäusel-Burg“ einen Ritter von Rabenstein wissen.

Westlich von der Neuhäusel-Burg, aber schon im nördlichen Teile des Gemeindegebietes von Thuma, auf den heutigen Pointfriedparzellen 1010, 1031, 1044, 1055, 1056, 1070, 1071, 1086 und 1087 gelegen, heute erstere zwei Kossa-, die anderen Thuma-Besitzern gehörig, soll sich der Ort Grates befunden haben, der wahrscheinlich auch den tschechischen Horden zum Opfer fiel. Die auf Parzelle 1010, dem Besitzer Franz Ringl von Kossa gehörig, noch vorhandenen Brunnenreste bezeichnen den einstigen Gemeindebrunnen, wie der Gänsestall und andere noch übliche

\*) Nach Mitteilungen des geistl. Rates Franz Schiller, Pfarrer in Ober-Grünbach.

Bezeichnungen sich in der Bevölkerung erhalten haben, indessen Geschichtliches nicht mehr zu erfahren ist.

Im Gemeindegebiete von Unter-Pertholz sind auch mehrere Gedenkstätten zu verzeichnen, und zwar das verödete Dorf „Gločnik“, welches am Gločnikberg auf oder in der Nähe der Parzellen Grundbuch Unter-Pertholz Nr. 579, 581, 582 und 583 bestanden haben soll, wie schon Schweidhardts Darstellung, D. M., B. V, S. 47, und die Blätter d. B. f. L. vom 15. September 1899, S. 317, berichteten.

Die Topographie von Niederösterreich, S. 79, und Jahrbuch des Vereins für Landeskunde 1918 und 1919 erklären cločnica als die „Kauschende“, auch die öftere Bezeichnung „Klumnežberg“ wäre nach dem slawischen Chlum eine bewaldete Bergkuppe oder nach dem markomannischen „Chalmuche“ = „Berghaus“ zu erklären.

Dr. Franz Heilsberg erklärt in der Kolonisation des Waldviertels, Jahrbuch des Vereins für Landeskunde 1907, S. 89, wie Plessler im Volkskalender 1924 Globnik, Glogkens, Gločnik usw. glog Nr. 23, 162, als eine slawische Gründung, obwohl List es als eine ursprünglich deutsche, erst später veränderte Bezeichnung benennt, die sich wiederholt bei Bachgerinnen vorfindet, so in Niederösterreich viermal.

Laut Transaktionsurkunde vom Jahre 1379 übernimmt Peter Hylprant zu „Gločnik eyn Drittail zehenk mit aller seiner zugehörunge“.

Schon um 1423 verliehen die Landesfürsten einen Hof zu Weikartschlag und zu Glognicz der Agnes Frauenhofer, Tochter des Otto Wiedersberger und 1455 dem Bernhard Drugseß.

Die Zehente der Grundstücke zu Klocnik standen 1570 der Herrschaft Weikartschlag zu. Das öde Dorf Gloggnik gehörte jedoch dem Freiherrn Adam v. Buchheim, der es am 24. Oktober 1582 mit dem Gute Weßles der Anna Mollart verkaufte, die se mit Gilgenberg vereinigte. Daher finden wir diese Grundstücke im Grundbuch Gilgenberg verzeichnet.

Die strittige Blumensuche (Weiderecht) auf dem Gloggniker Dorffeld wurde 1763 durch Vergleich der Herrschaft Drosendorf zugestanden, wofür Gilgenberg dieses Recht in Walthers und Rappolz ausüben sollte. (Schloßarchiv Ottenstein und Blätter d. B. f. L. 1899.)

Das Geschlecht der Globniker oder Gločniker erscheint besonders 1171 bis 1207 wiederholt in Zwettler Urkunden und dürfte Groß-Globnik der Stammisig der Globniker oder Gločniker gewesen sein. Der Gločnikberg heißt heute noch der Globnikberg.

Am nördlichsten Teile des Unter-Pertholzer Gemeindegebietes befindet sich das sogenannte Hoffeld, bestehend als Heizen-, Waizen- oder Haizenhöfen Grundbuch, Parzellen 1581—1584 (alt), 966—1016 (neu) und Lantschenhöfen, Parzellen 1778—1784 (alt) und 1017—1123 (neu), welche uns dadurch von Bedeutung sind, da erstere der Pfarre Neustift in Mähren zehentpflichtig waren und auf Parzelle 1582 (alt), jetzt Josef und Katharina Strohmaier gehöriger Wald, dem sogenannten Kirchenholz, sich die sogenannte Albrechtskirche mit 14 Meter Länge und 8½ Meter Breite befand, deren letzte Ueberreste 1904 abgetragen und deren Steine im Winter 1906 zum Wiederaufbau eines Stalles Verwendung fanden.

Das Kirchenholz blieb auch bis in die neueste Zeit der Bevölkerung in sagenhafter Erinnerung, durch die Erzählungen vom „Pelzweibl“, dem Zerrbild der Göttin „Perchta“ und der „wilden Jagd“, welche hier ihr Anwesen trieben.

Das Pfarringedenkbuch von Niklasberg, dann die B. d. B. f. L. von 1901 und 1899 berichten, daß in den Lantschenhöfen, Parzellen 1017—1123, einst nach Weikartschlag zehentpflichtig, auf Parzelle 1121, einstens dem Heinrich Pigisch von Piesling gehörig, die Sage ein in den Religionskriegen eingegangenes Nonnenkloster, das sogenannte „Klösterle“ erdichtet, indessen Prälat Nemilian Greisl in seiner Sonderschrift „Die Pfarre Niklasberg“ dasselbe S. 37 als zur Zeit der Hussitenkriege der Vernichtung anheimgefallen erwähnt.

Die Sache dürfte aber doch auch ein Körnchen Wahrheit enthalten, da Schreiber dieses dort noch Ueberreste von Mauern von 12 Meter Länge und zehn Meter Breite gesehen hat, die 1885 gänzlich verschwanden, so daß der Pflug unbeirrt über diese Stätte geht. Um so mehr blieben diese Mauerreste in Erinnerung, da sich unfern davon, über einer grabenähnlichen Einsenkung, am mährischen Gebiete eine Hopfenanlage des Hopfenhändlers Fiedl v. Piesling erhalten hatte. Die zahlreichen wilden Hopfenpflanzen längs der mährischen Thana geben noch heute Zeugnis vom einstigen Bestand. Wie das Klostertele, dürfte auch die Albrechtskirche den Hussitenstürmen zum Opfer gefallen sein.

Am 24. März 1752 kam zu Drosendorf zwischen Franz Grafen Lamberg-Sprinzenstein und dem Abte Peter ein Vergleich zustande, der das schon seit vielen Jahren strittige Pfundgeld von den sogenannten Läutshöf-Gründen in der Gemeinde Unter-Pertholz an der mährischen Grenze, Herrschaft Drosendorf, gelegen, dahin lautend betraf, daß dieses Geld von jenen Grundstücken, die erwiesenermaßen nicht der Kirche Niklasberg, sondern direkt dem Stifte Pernegg angehören, nur diesen entrichtet werde. (Blätter d. B. f. L. 1891\*.)

An die österreichischen Lantschenhofgründe schließen sich die heute mährischen beiden Münichhofgründe, der lehmige und steinige, an. Jedenfalls sind dieselben mit dem im Grundbuch IV von Pernegg angeführten, in der Gemeindefreiheit Ziernreith damals gelegenen beiden Mönchshöfe Schisnawitz und Pataghof identisch, welche beide Güter das Frauenkloster Pernegg im Jahre 1530 und 1531 wegen der infolge der im Türkenkriege bewirkten Schuldenlast an Wolfgang Grodniczer zu Piesling verkaufen mußte. (Memilian Greisl, „Niklasberg“, Seite 32.) Dieser obige Gutsbesitzer beteiligte sich auch als Wohltäter bei dem Bau der Spitalkirche in Raabs 1511, da seine Tochter eine Frau von Buchheim gewesen.

Ueberreste eines dieser Höfe haben sich am rechten Ufer der mährischen Thana, oberhalb der Rotmühle, die wahrscheinlich an Stelle des zweiten Hofes steht, auf der heutigen Herrschaftsbreite, gegenüber den Wiesen von Pieslinger Besitzern, wo die Thana die südliche Richtung einschlägt, bis 1845 erhalten, wo der Herrschaftsdrab\*\*) Doleschal die Mauern und das darüber wuchernde Gestrüpp wegräumen und Erdäpfel setzen ließ.

Zum ehemaligen Ziernreither Gemeindegebiet gehörte auch das Heidgehölz, das sich an die Mönchshöfe auf der östlichen Seite anschloß und das 1692 nebst Ziernreith aus dem Klosterbesitz von Pernegg zur Drosendorfer Herrschaft übergang, die es später an die Pieslinger Gutsherrschaft abgab.

Dadurch ist erwiesen, daß die ehemalige niederösterreichische Landesgrenze weiter nach Norden verlief, wie Dr. Josef Lampel in seinem Aufsatz „Der mährische Anteil am Gemärke des Landbuches“ im Jahrbuch d. B. f. L. (1914—1915) ausführte. Die zur Bestimmung der Grenze des Landbuches 1179 und 1235 angeführte Dwergrube (Auergrube oder Urgrube) dürfte also weiter nach Norden, in der Nähe des Gubberges, gelegen sein, von dort als Trockengrenze bis hinter Piesling zur mährischen Thana, nördlich der Münichhöfe bis zur Stelle geführt haben, wo sie die östliche Richtung verläßt und die südliche einschlägt und dann wieder als Trockengrenze östlich durch den Heidwald, ungefähr längs der Piesling-Ranzerer Straße, gerichtet gewesen sein. Außerhalb des Waldes dürfte sie in der Nähe der im mährischen Gemärke gelegenen verschollenen Siedlungen Schieslawitz, Tenitz und Peitschwitz die südliche und östliche Richtung eingeschlagen haben, wo das der mährischen Gemeinde Tiefenbach gehörige Peitschwitzfeld die Grenze bezeichnet.

Ueberhaupt dürften die mährischen und niederösterreichischen Grenzgemeinden bei den Hussiteneinfällen Fürchterliches zu leiden gehabt haben, wie die verschollenen, in den Urkunden verzeichneten weiteren mährischen Ortschaften Krokowitz, Schinkawitz, Schiernakobicz, Schönabitz und Schonawitz genügend Zeugnis geben.

\*) Blätter des Vereines für Landeskunde.

\*\*) Wirtschaftsschaffer.

# Die Hügelgräber von Reichenbach bei Litschau.

Von Pfarrer Rupert H a u e r, Dietmanns.

Südlich von Litschau, etwa 1 Kilometer unterhalb des Dorfes Schönau, mündet der Föhrenbach in die Kastanika. Er bildet in seinem Unterlaufe die Nordgrenze des Gemeindegebietes von Reichenbach und dieser Teil des Baches führt den Namen „Höllgraben“. In dem Waldteile südlich des Baches fand Oberlehrer A. Klimt von Thaures mehrere Hügel, die er für vorgeschichtlich ansah. Es sind im ganzen vier Hügel; drei davon haben durchschnittlich 9 bis 11 Meter Durchmesser und eine durchschnittliche Höhe von 1.60 Meter; der vierte ist schon größtenteils eingeebnet.

Um das Rätsel dieser Hügel zu lösen, wurden sie im Juli dieses Jahres im Beisein des Konservators Dr. Groterjahn, Wien, durchgegraben, wozu der Besitzer Stephan Weinstäubl seine Einwilligung gegeben hatte. Der erste Hügel wurde in seiner ganzen Länge bis auf den gewachsenen Boden durch einen breiten Graben aufgeschlossen und von diesem aus wurden dann noch einige Gräben bis zum Rande gezogen. Bei dieser ziemlich gründlichen Arbeit wurden nur einige kleine Scherben von Freihandgefäßen gefunden, die leider ohne besondere Verzierungen waren, so daß aus ihnen die zeitliche Stellung der Hügel nicht zu ersehen ist. Ferner fanden sich, durch den ganzen Hügel verteilt, zahlreiche Kohlen- und Knochenstücke und ungefähr in der Mitte des Hügels, auf dem gewachsenen Boden, der Leichenbrand, d. h. eine Brandschicht aus Asche und Kohle von acht Zentimeter Mächtigkeit und ungefähr 70 Zentimeter Durchmesser. In ähnlicher Weise wurden auch die übrigen Hügel durchgegraben. Auch dort fanden sich zwar Knochen- und Kohlenstücke, aber die Brandschicht konnte dort nicht so einwandfrei festgestellt werden.

Die Frage nach der Herkunft der Hügel ist also nur zum Teile gelöst. Zweifellos feststeht, daß es sich hier um Hügelgräber der vorgeschichtlichen Zeit handelt, und zwar aus einer Zeit, in der die Leichen verbrannt und über dem Leichenbrand ein Grabhügel aufgeschüttet wurde. Aber aus welcher Zeit? Bronzezeit oder Eisenzeit? Eine andere kommt wohl kaum in Betracht?

Die Frage läßt sich trotz der Fundarmut der Gräber, bei Abwägung der vorgeschichtlichen Verhältnisse unseres Gebietes immerhin mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit lösen. Von dem bronze- und hallstattzeitlichen Siedlungsgebiete am Ost- und Westrande des Waldviertels ist unser Fund durch ein breites, fundleeres Gebiet getrennt. Es ist daher kaum anzunehmen, daß der vorgeschichtliche Mensch der Bronze- und Eisenzeit von Osten her unser Gebiet betreten hat. Auch nach Süden hin liegen die Verhältnisse ähnlich. Er kann also nur von Norden oder Westen gekommen sein, wo ja in ziemlicher Nähe Gebiete liegen, die in dem genannten Zeitabschnitt ziemlich dicht besiedelt waren. Mit anderen Worten: Der nordwestliche Rand des Waldviertels war in der Bronze- und Eisenzeit ein Randgebiet jener Kulturen, die im heutigen Böhmen blühten.

Was die Bronzezeit anbelangt, so kommt diese für unsere Hügel nicht in Betracht. In der älteren Bronzezeit gibt es nämlich nur Skelettgräber, keinen Leichenbrand. In der mittleren Bronzezeit gibt es zwar Leichenbrand und darüber Grabhügel, aber diese haben im Innern stets eine mächtige Steinpackung, die bei unseren Hügeln vollständig fehlt. Die Gräber der jüngeren Bronzezeit sind wiederum nur selten mit einem Hügelaufruf versehen.

Von den verschiedenen Kulturüberresten, die sich aus der Hallstattzeit (erste Eisenzeit) in dem heutigen Böhmen finden, sind es die Hügelgräber im Kotlover Walde bei Lippen, 7 Kilometer südwestlich von Budweis, die unseren Grabhügeln am nächsten liegen. Von den vier Hügeln, die dort geöffnet wurden, weisen nur zwei einen Steinkranz auf, die anderen zeigen weder Steinkranz noch Steinpackung, sondern gleichen vollständig den unseren. Es ist naheliegend, die Hügel von Reichenbach aus den angeführten Gründen mit denen im Kotlover Walde

zeitlich gleichzustellen, d. h. also an das Ende der Hallstattzeit oder in die Zeit um 600 v. Chr. („Woporschaner Kultur“ nach Menghin.)

Diese Gleichstellung wird noch bekräftigt durch die Hügelgräber im Lindetwalde bei Schärding (O.-De.). Auch diese sind ohne jegliche Steinsetzung und gleichen auch in den Ausmaßen unseren Hügeln. Nach den dort gefundenen Gefäßresten gehören diese Hügel zweifellos der letzten Stufe der Hallstattzeit an.

Die „Horkauer Kultur“ kommt, entgegen verschiedenen Zeitungsäußerungen der letzten Zeit, für unsere Hügelgräber nicht in Betracht. Denn diese Kultur ist fast ganz auf das östliche Mähren beschränkt und in Horkau selbst gibt es keine Hügelgräber, sondern nur Flachgräber. Die Stellung der „Horkauer Kultur“ ist übrigens noch ziemlich ungeklärt, da sie der eine Forscher an das Ende der Bronzezeit versetzt, während sie der andere in die Mitte der Hallstattzeit verlegt. Wahrscheinlich handelt es sich um eine typische „Lausitzer Kultur“, die dem letzten Drittel der Bronzezeit angehört, aber auch noch bis gegen Ende der Hallstattzeit andauerte, aber eben durch hallstattzeitliche Kultureinflüsse eine besondere Note erhalten hat.

Bleibt noch die Frage nach den Erbauern unserer Hügel. Ganz ausscheiden natürlich die Slaven, die ja erst etwa 1000 Jahre später, nämlich im 7. Jahrhundert n. Chr. in Böhmen eingewandert sind. Die Träger der Hallstatt-Kultur sind die Illyrer, deren letzte Reste sich in den Albanesen erhalten haben. Illyrer sind also auch die Erbauer der Grabhügel von Reichenbach. Von einer dauernden Besiedlung sprechen diese Hügel wohl nicht; es handelt sich offenbar nur um eine kleine, versprengte Menschengruppe, durchwegs arme Leute, wie das vollständige Fehlen der Grabbeigaben zeigt, die sich hier vorübergehend niedergelassen hatten. Aber ihre mächtigen Grabhügel geben noch nach 2500 Jahren Zeugnis von der Vorsorge für ihre Toten.

## **Kleine Notizen über eingegangene Erwerbszweige des Marktes Groß-Pertholz.**

Von Sepp K o p p e n s t e i n e r, Groß-Pertholz.

Wenn wir in die Vergangenheit von Groß-Pertholz zurückblicken, müssen wir vor allem staunen, welche vielfältige und reiche Blüten hier Handwerk und Gewerbe trugen. Es beschleicht den Forscher eine gewisse Wehmut, wenn er feststellen muß, wie die grell blendende Morgenhelle der anbrechenden modernen Zeit zum ersterbenden Abendlicht der alten, biederen, volksverbundenen Wirtschaft wird. Industrialisierung und Rationalisierung, die heute zu einer furchtbaren Lawine angewachsen sind, die mit unheimlich wachsender Schnelligkeit und Ausdehnung immer breitere erwerbstätige Volksschichten vernichtet und begräbt, haben eben damals begonnen, sich langsam, aber nicht weniger rücksichtslos in Bewegung zu setzen. Zu Beginn des vorigen Jahrhunderts setzte ja die Umstellung des handwerksmäßigen zum maschinellen, fabrikmäßigen Betrieb ein. Und dieser Bewegung fielen auch hier eine ganze Reihe von Betrieben früher oder später zum Opfer, je nach ihrer inneren Widerstandskraft oder der Macht der äußeren Verhältnisse.

Eines der ältesten Gewerbe des Marktes Groß-Pertholz dürfte wohl die Brauerei gewesen sein. Sie war ursprünglich im Schloß untergebracht. Die geräumigen Keller und die Wasserleitung erinnern noch daran. Joachim Ensmiller kaufte 1653 Aigen Groß-Pertholz und Reichenau von den Leyfern. Der neue Besitzer wurde wegen seiner Verdienste um den Katholizismus zur Zeit der Gegenreformation 1669 in den Grafenstand erhoben. Er nannte sich nun Graf Windhag. Dieser baute das Schloß vollständig um und stiftete auch die Schloßkapelle. Bei dieser Gelegenheit verlegte er auch die Brauerei aus dem Schlosse an jene Stelle, wo heute noch das Gebäude steht. Graf Windhag scheint sich überhaupt um Groß-Pertholz sehr verdient gemacht zu haben. Ihm verdankt der

Ort im großen und ganzen seine heutige Gestalt. Seiner Wirksamkeit ist es auch zuzuschreiben, daß Groß-Pertholz wieder katholisch wurde. Um 1630 soll hier kein Mensch mehr katholisch gewesen sein. Doch 1656 — also wenige Jahre nachdem Graf Windhag das Gut erworben hatte — erscheint zum erstenmal ein katholischer Seelsorger. (Nach Hauer, Heimatkunde des Bezirkes Gmünd.) Bei der Gelegenheit sei auch darauf hingewiesen, daß Graf Windhag auf der Dreiländerede — wo Niederösterreich, Oberösterreich und Böhmen aneinandergrenzen — die heute noch bestehende Steinsäule errichten ließ. Sie trägt die Bildnisse der Heiligen Leopold, Florian und Wenzel, der Landespatrone dieser Länder.

Das Groß-Pertholzer Bier war wegen seiner Güte weithin beliebt. Es wurde bis Rappottenstein, Zwettl, Buchers in Böhmen usw. geführt. Einer der Pächter hatte drei Paar Pferde. Zeitweilig wurde auch Schnaps gebrannt. Da seinerzeit Bier ausgeschenkt wurde und sogar eine Regelfabrik vorhanden war, erfreute sich das Brauhaus guten Zuspruches. — Einer der Pächter — Braumeister Münz — spielte in der Ortsgeschichte insofern eine Rolle, als er 1877 die Anregung zur Gründung der Feuerwehr gab. Er war auch ihr erster Hauptmann.

1913 verließ der letzte Pächter namens Prokesch die Brauerei. Es machte sich schon die mit modernen Mitteln arbeitende Konkurrenz bemerkbar. Zudem gab es wegen verschiedenen, notwendig gewordenen Reparaturen Differenzen zwischen Pächter und Herrschaft. Indes kam der Krieg. Bei der Metallablieferung ließ der damalige Gutsleiter die Sudpfannen und alle sonst einschlägigen Metallgegenstände herausreißen. Damit war das Schicksal dieses alten Betriebes besiegelt. Nach dem Kriege wurde das Gebäude auf Wohnungen umgebaut.

Einer der ältesten Industriezweige des Waldviertels überhaupt, die Glasmacherei, hat hier in Groß-Pertholz nicht direkt Fuß gefaßt, wohl aber in den nächsten, entweder zur Pfarre oder zur Gemeinde gehörigen Ortschaften. Es mutet einem merkwürdig an, wenn man sieht, wie die Glashütten in einem Halbkreis um Groß-Pertholz, gleichsam wie um ein Zentrum liegen. Ob das Zufall ist oder doch einen tieferen Sinn haben mag...?

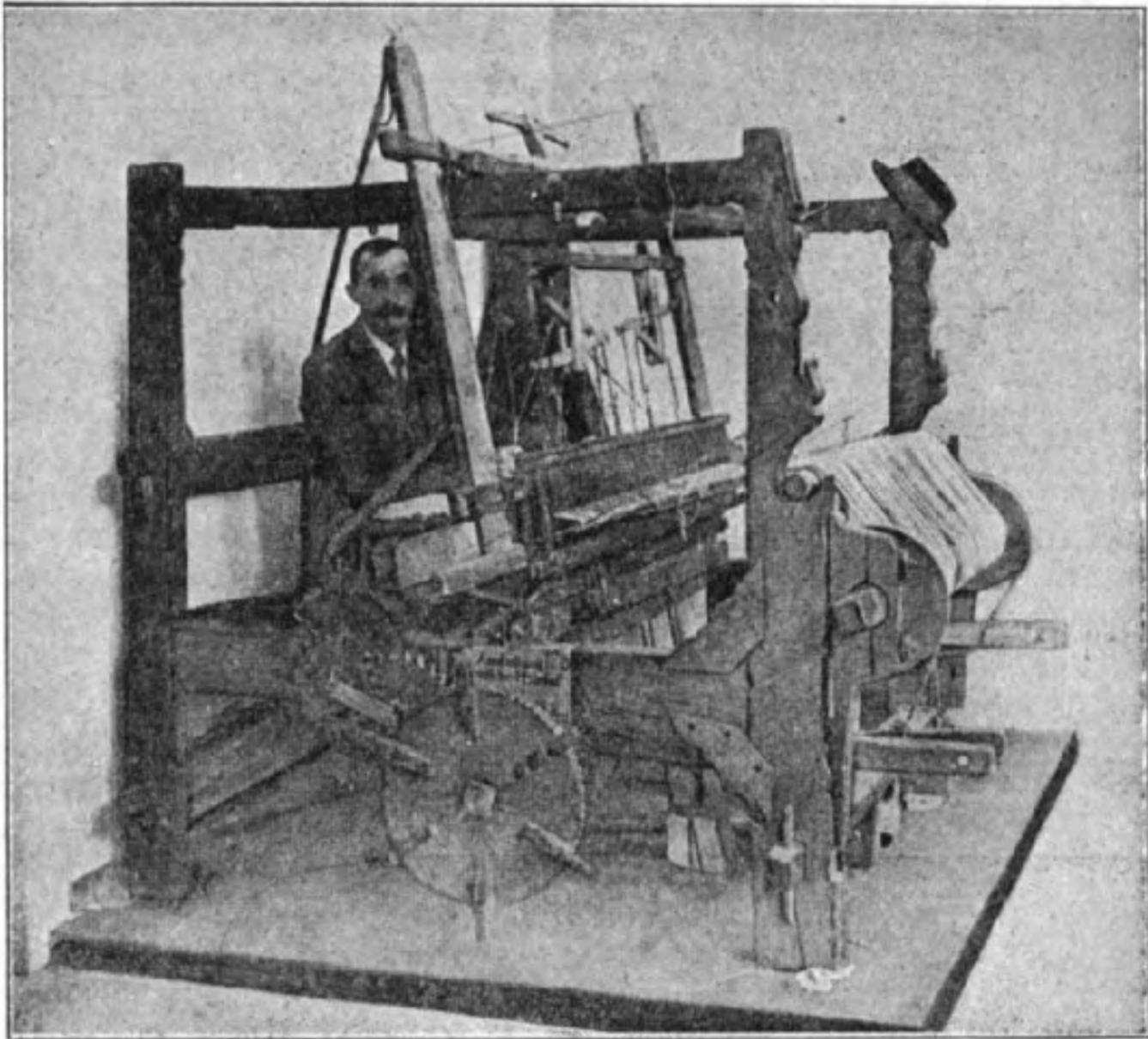
In Reichenau a. Fr. lag die älteste Glashütte Niederösterreichs. Zu gewisser Zeit sollen dort vier Glashütten mit den dazugehörigen Werkstätten gestanden sein. Auch in Rindlberg bestand beim heutigen Schönfellnerhof bis 1599 eine Glashütte. Ebenso wurden in Angelbach und Joachimsthal Glashütten errichtet. Welche Bedeutung letztgenannte Orte einst hatten, beweist der Umstand, daß — wohl nur für 2½ Jahre das Postamt nicht in Groß-Pertholz, sondern in der Stegmühle war. Als bescheidene Reste dieser bedeutenden Glasindustrie verblieben noch die Glasschleifereien in Fischbach und Angelbach.

Wirkte sich die Glasindustrie auch nicht direkt in Groß-Pertholz aus, so hat sie jedenfalls dennoch das ganze Wirtschafts- und Erwerbsleben des Pfarrortes Groß-Pertholz befruchtet. So kamen z. B. jeden Sonn- und Feiertag die vornehmen Glashüttenleute nach Groß-Pertholz gefahren. Im Gasthaus Bauer hatten sie das Extrazimmer reserviert. Da ging es immer hoch her. Während sie dort waren, durfte niemand den Raum betreten. Da die Glasmacherleute einerseits sehr viel brauchten, andererseits aber die fertige Ware abtransportiert werden mußte, war für die Frächtereien eine günstige Zeit. Der Müllermeister Eder (Groß-Pertholz Nr. 55) führte die Glasware bis nach Wien. Er besaß 16 Pferde. Weiters hatte er einen vier- und einen sechsspännigen Wagen. Auf letzteren konnte er 100 Zentner (à 56 Kilogramm) laden. Kein Wunder, wenn einmal die Lainitzbrücke nächst der Edermühle und ein andermal die Kremsbrücke bei Krems unter dieser schweren Last einbrachen. Das bedeutete für ihn schwere Verluste. Dennoch scheint er gut verdient zu haben, denn eine seiner Töchter sagte einst in ihrem Uebermut, sie hätte soviel Zwiegulden, daß sie den Hof damit pflastern könnte. Der Niedergang der Glasmacherei besiegelte auch das Schicksal der Frächtereien.

Ein anderer Frächter — der Plakbauer auf Haus Nr. 9 — fuhr beinahe wöchentlich nach Krumau in Südböhmen um Kalk. Ein gewisser Winter brachte sogar Waren nach Bayern. So z. B. holte er einmal aus dem Weinland vier

Eimer Wein und schmuggelte sie nach Bayern, wo er sie einem Pfarrer bringen mußte.

Größeren Aufschwung nahm hier das Zunftwesen. Es hatten die Weber, die Zimmerleute und die Wagner eine Zunft. Die erstere war den beiden anderen weit voraus. Von Haus zu Haus klapperten die Webstühle. Es wurde Pique, Zeuge, Barchent und Leinwand gemacht. Die Weber galten als wohlhabende Leute, so daß die Bauern vielfach von ihnen Geld ausborgten. Als besonders reich galten die Friedl in Scheiben. Es bestanden hier auch zwei Faktoreien, die die Ware sogar bis Ungarn lieferten. Auf Haus Nr. 10 saß der



Im Webstuhl.

Faktor Fesl. Er verlegte sich mehr auf Barchent und Pique. Die hierzu nötige Baumwolle ließ er für seine Weber ballenweise bringen. Der andere Faktor auf Haus Nr. 94 hieß Koppensteiner. Ihn belieferten die Leinenweber. Im Laufe der Zeit gingen beide Faktoreien ein. Die Weber lieferten nun ihre Erzeugnisse an die Faktorei Aufreiter in Groß-Gerungs, die bis gegen 1890 bestand.

Die letzten Zunft- oder Zöchmeister hießen Wimmer, Fesl und Schmidl. Sie trugen noch um 1890 bei der Fronleichnamsprozession ihre Fahne. Die drei Fahnenstangen liegen heute noch auf dem Kirchenboden. Von den Webereierzeugnissen war besonders Pique beliebt. Aus ihm wurden weiße Janterl gemacht, die von den Burschen bei Tanzmusik und auch von männlichen Hochzeitsgästen mit besonderer Vorliebe getragen wurden.

Einige wertvolle Dokumente über die Weberzunft besitzt der als Altertumsammler weiten Kreisen bekannte Herr Oberlehrer Kolbe in Harmannschlag. Das älteste Dokument ist das „Kaiserliche Schutzpatent, die Lein: Mäzelein: Barchent u. Zeug: Weber in Aigen Gr. Perchtolz Betreff“, aus dem Jahre 1643. Das zweite Pergament-Dokument, der „Actitusbrieff Aigen Gr. Perchtolz betreff.“ stammt vom 7. April 1666. Es werden darin die Zöchmeister Urban Wiesmüller und Georg Weidinger aus dem Aigen Gr. Perchtolz erwähnt. Der Titel lautet:

„Diese kaiserliche Freiheits Und Handwerksordnung gehört für die Mäßelein: Barchet und Zeugweber für das besreudte Aigen Gr. Bertholz.“ Das dritte Dokument trägt die Aufschrift: „Diese kaiserliche Freiheit und Handwerksordnung gehört für die Mäßelein: Barchet: Zeug: u. Leinwebemaiſter zu dem Markt Gr. Bertholz und hat solche die Hauptlaad zu denen Wiener denen abgesandten Maiſtern namens Mathias Egstaller inwendigem Zöchmeister, Adam Grad, auswendigem Zöchmeister und Georg Ring Mitmeister allda auf ihre Bitt ausfolgen lassen. So begeben Wienn am 3. May anno Christi 1713.“ Dieses Dokument ist auch insofern sehr wichtig, als hier bereits Groß-Bertholz als Markt und nicht mehr als Aigen bezeichnet wird.

Außer den genannten Dokumenten ist auch noch ein Brief des Oberzöchmeisters von der „Hauptlaad“ zu Wien vorhanden, der sich mit verschiedenen Mißständen (z. B. blauer Montag) befaßt, ferner ein Messeverzeichniß aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts über die verstorbenen Mitglieder der Zunft.

Daraus ist zu ersehen, welch reges Leben hier die Weberzunft entwickelte.

Früher spielte auch der Flachsbau eine große Rolle. Ja, es wurde sogar von der Gemeinde außerhalb des Ortes eine eigene „Haarstube“ errichtet, die jedermann benützen durfte. Sie bestand aus einem gemauerten Ofen, worin der Flach geröstet wurde. Daran war ein Schuppen gebaut, woselbst die anderen „Haar“arbeiten: Ruffeln, Rollen, Flachten, Brecheln, Hecheln usw. verrichtet werden konnten. Das war eine weise Einrichtung, nachdem ja die Haararbeit sehr feuergefährlich ist. Man kann sich vorstellen, daß es in dieser „Haarstube“ oft sehr lustig hergegangen ist. Die Haarstube ging um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ein. Doch das Feld, wo sie stand, heißt heute noch „Bei der Haarstuben“. Es liegt neben dem Weg, der von Groß-Bertholz nach Angelbach führt. — Der Flachsbau ging beständig zurück und war knapp vor dem Weltkrieg ohne Bedeutung. Während des Krieges kamen Flachsbau, Spinnrad und Webstuhl vorübergehend zu Ehren. Heute ist jedoch in der ganzen Gemeinde nur ein einziger Weber. Er betreibt jedoch die Weberei nur im Winter und als Nebenerwerb. Maschinen und Zeitgeist haben diesen Erwerbszweig, der hier so reiche Blüten trug, zum Verdorren gebracht.

Zimmermann- und Wagnerzunft blieben an Bedeutung weit hinter der Weberzunft zurück. Der letzte Zunftmeister der Zimmerleute war auf Haus Nr. 62 und hieß Anderl. Die Zunft dürfte bald nach 1850 eingegangen sein. Die Zunftbücher gingen 1908 bei einem Brande zugrunde. Es soll seinerzeit der Brauch gewesen sein, daß ein Zimmermann mit keiner Maurerstochter tanzen durfte. Umgekehrt durfte kein Maurer mit einem Zimmermannsmädel zum Tanze gehen.

Von der Wagnerzunft konnte ich nur das eine erfahren, daß der Großvater des jetzt lebenden Wagnermeisters Franz Winter und der Wagnermeister Weßinger beim Bezirkshauptmann von Zwettl — Groß-Bertholz gehörte seinerzeit nach Zwettl — vorsprachen und ihn baten, die Zunft zu erneuern. Der Bezirkshauptmann sagte ihnen, sie mögen ein Gesuch einreichen. Ueber das weitere Schicksal der Zunft ist nichts bekannt.

Groß-Bertholz hatte auch eine Färberei. Das darf uns eigentlich nicht wundern, wenn wir wissen, daß hier viel Leinwand gewebt wurde, die für Kittel, Kleider, Schürzen usw. verwendet wurde. Diese Färberei wurde jedoch erst um 1830, vielleicht sogar etwas später auf Haus Nr. 26 eingerichtet. Der erste Färber, namens Kricha, war ein Oberösterreicher. Von ihm erzählt man, daß er auf seiner Wanderschaft zu einem alten Meister kam. Der fragte ihn: „Von wo bist du?“ Auf seine Antwort: „Von Oesterreich!“ meinte er: „Oesterreich ist ein schönes Land, hat viel Weizen und Wein, aber es wird einmal Oester,arm' heißen.“ — Die Enkelin Krichas heiratete einen böhmischen Färbergesellen namens Josef Zanda, der das Gewerbe bis zu seinem Tode — einige Jahre vor dem Weltkrieg — weiterführte. Die Frau ließ das Geschäft eingehen.

In Groß-Bertholz gab es sonderbarerweise auch einen Hafner. Er hieß Lang. Seine Heimat war in Ungarn. Er hatte Theologie studiert, doch seine Eltern wollten nicht, daß er Geistlicher werde. So verzichtete er auf seinen Lieblings-

wunsch und wurde Hafner. Auf der Wanderschaft kam er auch nach Groß-Bertholz. Da war gerade das Haus Nr. 27 — das damals im jetzigen Vorgarten des Hauses Nr. 20 stand — verkäuflich. Da das hölzerne Häuschen kaum sehr teuer und in der ganzen Umgebung kein Hafner war, kaufte es Lang und begann die Hafnerei. den Tonet (Tonmasse) bezog er aus Alt-Weitra, vielleicht auch aus Südböhmen. Seine Ware war wegen ihrer Güte sehr gesucht. Heute noch findet man in manchen Häusern Töpfe und Reindeln aus seiner Werkstätte. In meinem Hause steht sogar noch ein Kachelofen, den er hergestellt hat. Lang scheint ein ehrlicher, biederer Mann gewesen zu sein, doch lebte er in großer Armut bis zu seinem Tode. Er starb um 1880. Sein Sohn, der schwachsinzig gewesen sein dürfte, konnte das Handwerk nicht erlernen. So ging auch dieses Handwerk ein, das ja wegen der weiten Zufuhr des Rohmaterials nicht rentabel gewesen sein konnte.

Ein weiterer Gewerbebetrieb, der um 1870 einging, war die Gerberei. Ursprung und Alter läßt sich nicht ermitteln. Möglicherweise gehörte das Haus Nr. 17, wo die Gerberei war — einstmals zur Herrschaft, denn diese war noch in dem berühmten Weinjahr 1834 im Besitz der großen Kellereien. Zumindest hatte sie den 34er Wein dort eingelagert. Der letzte Gerbermeister hieß Josef Bauer. Einige Jahre nach dem Tode seiner Frau — die 1863 von dem damaligen Bader Pflüger mit dem Schlitten niedergeführt wurde und an den Folgen dieses Unfalles starb — übergab er die Gerberei seinem Enkel Volk. Der verlegte sich jedoch auf den Lohhandel. Er kaufte die Rinden, zerkleinerte sie und führte sie dann nach Grazen in Südböhmen. — Die ganze Anlage des Hauses, vor allem der Boden mit dem Lichtgang erinnern noch an das Gerbergewerbe.

Eine noch kürzere Dauer als die Hafnerei hatte die Seifensiederei. Sie begründete ein gewisser Jakob Zlabinger. Dieser erbaute 1839 ein eigenes Haus, verkaufte es jedoch schon ein Jahr später an die Herrschaft um 3000 fl. Nach einigen Jahren wurde das Haus, das als Seifensiederei gebaut war, als Schule verwendet. Diesem Zweck dient sie heute noch. Die alte Schule war ein alter Holzbau und stand neben der Kirche.

Zlabinger erbaute hinter der Schule neuerlich eine Seifensiederei und erzeugte dort Toilettenseife. Das Glück scheint ihm jedoch nicht hold gewesen zu sein. Außerdem scheint er von der Landwirtschaft, die er nebenbei betrieb, nicht viel verstanden zu haben. Er verkaufte sein Haus und errichtete an dem Weg zwischen Groß-Bertholz und Bruderndorf eine Pulverstampfe. Auch hier erfüllten sich seine Hoffnungen nicht. Er übergab das Haus seinem Schwiegersohn, dem Schlosser Haußl. Heute findet man nur einige bemooste Steintrümmer an der Stelle, wo das Haus stand.

Bemerkenswert ist auch, daß in den umliegenden Wäldern Kohlenbrennerei betrieben wurde. Die letzten Kohlenmeiler stellte der Schmied Schwarzmann um die Jahrhundertwende in seinem Wald „Aspangberg“ auf.

In der zu Groß-Bertholz gehörigen Ortschaft Rindlberg wurde früher sehr viel Torf gestochen. Eine Zeit hindurch heizte man sogar in der Brauerei mit Torf. Nach dem Weltkrieg war von seiten der Gutsherrschaft eine großzügige Ausbeute der ausgedehnten Torflager geplant. Leider wurde nichts daraus. Seit in Rindlberg das große Dampfsägewerk besteht, wo sehr billig und bequem Abfallholz zu haben ist, wird auf die Torfgewinnung kein Wert mehr gelegt. Ebenso brannte die Herrschaft Ziegeln in bedeutendem Ausmaß. Heute ist die Ziegelerzeugung ohne Bedeutung.

Im Rahmen dieses Aufsatzes sei auch darauf hingewiesen, daß hier — begünstigt durch die großen siedlungsarmen Waldungen — sehr viel von und nach Bayern geschmuggelt wurde. Hauptsächlich wurden von Bayern Kaffee, Tee, Zucker, Tabak, Stoffe u. dgl. hereingeschwarzelt. Auf Haus Nr. 26 und Haus Nr. 9 saßen zwei Schwärzer. Letzterer hatte sogar Pferde, ein Zeichen dafür, daß er die Sache großzügig anpaktete. Ein gewisser Laister aus Mühlbach brachte die Schmugglerware auf einem Wagen mit doppeltem Boden bis nach Wien. Allem Anschein nach dürften die beiden Schmuggler sehr reich gewesen sein. So wird erzählt, daß zur Zeit der Franzosenkriege Militär durch Groß-Bertholz zog. Ein

württembergischer Oberst, der die Kriegskasse bei sich hatte, ließ sich von einem gewissen Paul Pregartbauer nach Freistadt, Oberösterreich, führen. Im Sandlerwald zweigte Pregartbauer — der des Geldes habhaft werden wollte — auf einen Seitenweg unter dem Vorwand ab, es sei eine Abkürzung. Mitten in der Waldwildnis fiel er über den Oberst mit den Worten her: „Bereue deine Sünden, deine letzte Stunde hat geschlagen!“ Der Oberst bat jedoch solange um sein Leben und versprach, auf das Geld zu verzichten und ihn nicht zu verraten, bis sich Pregartbauer erweichen und den Württemberger laufen ließ. Einige Zeit später jedoch kam eine Abteilung Soldaten nach Groß-Pertholz und verlangten vom Ortsvorsteher, er solle binnen 48 Stunden den geraubten Betrag in Gold erlegen, widrigenfalls der Ort niedergebrannt würde. Pregartbauer, der ohnehin verschuldet war, hatte das Geld nicht mehr. Es war auch im ganzen Ort die hohe Summe nicht aufzubringen. Da steckten die beiden Schwärzer der Gemeinde diesen Betrag vor. So war der Ort vor der Brandschatzung gerettet.

Groß-Pertholz ist auch als Grenzort an einer wichtigen Straßenabzweigung von Bedeutung. Hier zweigt von der „langen Landstraße“, die nach Freistadt, Oberösterreich, führt, die „kurze Landstraße“ nach Silberberg in Böhmen ab. Daher war hier seinerzeit ein Mautamt. Einer der Mautnehmer, der kaiserliche Oberaufschläger Hans Veit Eder war von 1635 bis 1650 Besitzer von Groß-Pertholz und Reichenau. Bis 1848 war hier die Orts- und Grundobrigkeit.

In diesem Zusammenhang müssen wir uns auch mit dem Marktwesen befassen. Groß-Pertholz hatte bereits im 17. Jahrhundert das Marktrecht (Hauer, Heimatrunde des Bezirkes Gmünd). Im Jahre 1850 suchte die Gemeinde unter Bürgermeister Franz Hiltler an, jeden Freitag einen Wochenmarkt und außerdem zwei Jahrmärkte, u. zw. am 1. Mai und 29. September, abhalten zu dürfen. Diese Märkte wurden bewilligt, „gegen Abstellung der dermaligen, unbefugten Kirchtagsmärkte“, wie es in dem Akt heißt. Der erste Wochenmarkt wurde am 13. Dezember 1850 abgehalten. 1851 wurde aber der Philippimarkt (1. Mai) auf den 16. Mai verlegt, da der erstere mit dem Jahrmarkt in Gmünd zusammenfiel. Der Michelimarkt (29. September) wurde vom Jahre 1877 an auf den 2. September verlegt. Der Wochenmarkt selbst hielt sich nicht lange. 1860 berichtet schon der Bürgermeister — nachdem er aufgefordert worden war, die vorgeschriebenen Marktberichte über das verkaufte Getreide und Vieh einzusenden —, daß der Markt bereits eingegangen sei. Ein Marktbericht vom 18. November 1853 ist noch erhalten: Nach diesem Bericht sind an dem Tag 171 Mezen Korn und Hafer verkauft worden. Der Mezen Korn kostete 4 fl. 36 kr. bis 4 fl. 48 kr., der Mezen Hafer 1 fl. 44 kr. bis 1 fl. 52 kr. Wir finden unter den Verkäufern Bauern aus der ganzen Umgebung, sogar aus Münzbach. — Die beiden Jahrmärkte erfreuten sich bis 1914 sehr guten Zuspruchs. In der Kriegs- und Nachkriegszeit gingen diese Märkte leider fast gänzlich ein. Vielleicht hat die Marktgemeinde es selber ein wenig übersehen, dem Marktwesen nach dem Kriege wieder die richtige Geltung zu verschaffen.

Aus diesen bescheidenen Ausführungen können wir ersehen, welch verhältnismäßig reiches und mannigfaches Erwerbsleben hier blühte, wodurch Groß-Pertholz nach Weitra und Groß-Grünz zu einem der bedeutendsten Zentren des an Böhmen und Oberösterreich angrenzenden oberen Waldviertels sich entwickelte.

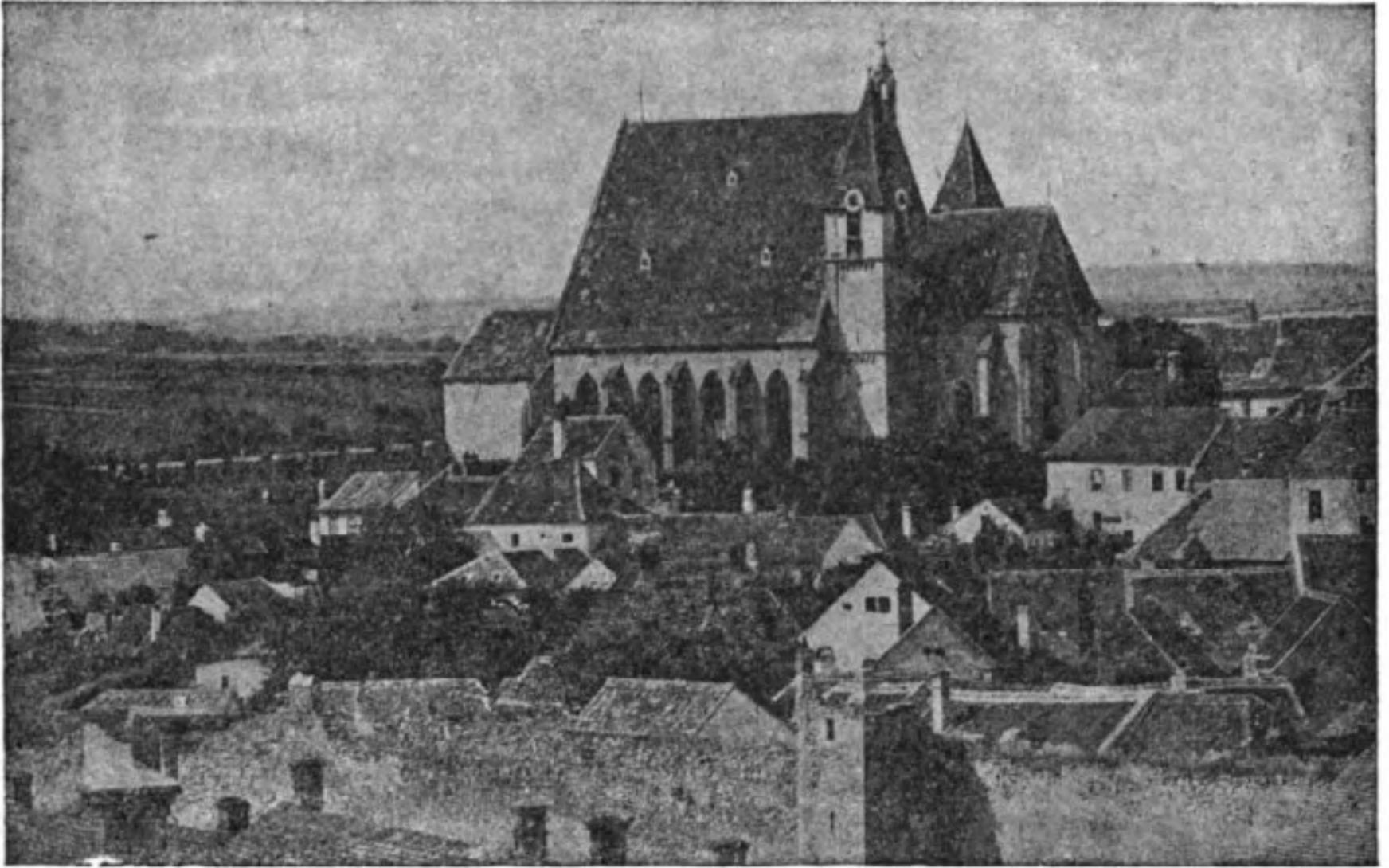
## Ludwig Brunner: Eggenburg, die Geschichte einer niederösterreichischen Stadt.

Von Angela Stiff-Göttlieb, Kustodin am Krahulek-Museum in Eggenburg.

Es war einmal. 1888! In die eben neuerbauete Landeserziehungsanstalt in Eggenburg hält der erste Hausvater seinen Einzug. Ein seltener Mann, eine geistvolle Persönlichkeit mit einem Herzen voller Ideale und der Gabe dazu, diese in kraftvolle, lebenswarme, nutz- und segensbringende Wirklichkeit zu über-

setzen: Ludwig Brunner. Tausend feine Lebenswurzeln verbinden sein inneres Sein mit der Stadt, hier war nicht nur sein großes, reiches Wirkungsfeld, auf dem er Unübertroffenes geleistet, — hier wurden ihm auch seine Kinder geboren, die Eggenburg Heimat-, Vaterstadt nennen, — die Eggenburg lieben.

Ludwig Brunners tiefe, historische Begabung wird beim Anblick der altertümlichen Befestigungen und Baudenkmale lebendig, die damals noch um den Turm beim Bad und den Bürgerturm bereichert sind, den letzten Gefallenen, Hingerichteten einer verständnislosen Zeit.



Eggenburg.

Boll Eifer fragt er den geschichtlichen Namen der Türme, der Stadttore nach, wie sie wohl richtig geheißen, was sich für Erinnerungen an sie knüpfen — niemand weiß es mehr. — Alles vergessen. — Die wahren, uralten Namen wurden von denen der momentan angrenzenden Besitzer verdrängt oder durch phantasievolle Bezeichnungen ersetzt. Manches war gar namenlos geworden. —

Die ortsgeschichtlichen Kenntnisse bestehen aus ein paar dürftigen Brocken ohne weiteren Zusammenhang, ungeprüft auf Wahrheit. Eigentlich — man hätte ja gern mehr — alles gewußt — sicher! — Doch woher? —

Die starken Befestigungsanlagen wurden doch nicht umsonst geschaffen, hier mußte, mußte sich eine bedeutungsvolle, ereignisreiche Vergangenheit abgespielt haben! Doch welche?

Wo sind die alten Aufschreibungen, die Büchereien der Stadt? — Wo? Im niederösterreichischen Landesarchiv liegen so an 20 Urkunden, die Stadt selbst verwahrt den Verbrüderungsbrief des hl. Johann Capistran. — Und das andere? Das andere! — Verbrannt beim großen Stadtbrand 1808, in Flammen aufgegangen, als Asche in alle Winde verweht. Dahin — dahin — —

Es war einmal. Zehn Jahre später. Trotz aller Nachforschungen und Umfragen kein Lichtstrahl, der das über die Vergangenheit der Stadt gelagerte Dunkel erhellen könnte!

Aber — die Stunde ist da.

Ludwig Brunner, der längst der Gemeindevertretung angehörte, wird einer Baukommission am Boden der Sparkasse beigezogen. In einer Ecke lag dort unter Schutt, Ruß und Bodenkehricht vergraben ein mächtiger Haufen Altpapier. — Die Stunde ist da! Ein guter Geist lenkt Ludwig Brunners Schritte an diese unwirtliche Stätte, heißt ihn, mit dem Fuß in den Haufen stoßen.

Da — was ist das? — Was! — Eine Kammeramtsreitung aus dem 16. Jahrhundert? — Ja, ist denn das möglich? — Ein zweiter Stoß. Und was ist das? Ein Protokollbuch aus derselben Zeit? Und das? Und das? — Und das? —

Gefunden ist, was Ludwig Brunner ein Jahrzehnt früher gesucht, was ein Raub der Flammen gewesen sein soll, was für immer verloren geglaubt war. Gefunden ist die alte Gemeindebücherei, die Aufzeichnungen der Stadt, die Licht in die Stadtgeschichte bis tief ins 16. Jahrhundert hinein zu werfen imstande waren, — heute das stolze Archiv der Stadt Eggenburg.

Ludwig Brunner säubert, ordnet, sichtet — es ist wahrlich keine Spielerei! — liest nächtelang, lernt in und zwischen den Zeilen das Leben und Treiben von einst in der Stadt kennen und wird immer mehr vom heißen Drange erfüllt, tiefer und tiefer hinein zu leuchten in die frühe und früheste Geschichte dieser ereignisreichen Stätte.

Das ist aber eine gar harte Aufgabe. Je älter die Nachrichten, desto spärlicher fließen sie, desto verborgener liegen sie, desto schwerer sind sie aufzufinden. Da heißt es Jahr um Jahr in verschiedenen Archiven nachforschen, umstöbern, arbeiten, auf Vergnügen und freie Zeit verzichten, weder Mühe noch Unbequemlichkeit, noch Verdrießlichkeit scheuen, Nächte durcharbeiten, durchgrübeln, nur immer Opfer bringen, Opfer — und langsam und stetig Stein auf Stein zusammetragen, strenge Wahrheit von Dichtung sondern, nie irren, immer prüfen, wägen, Fäden nach allen Richtungen weiterspinnen und an der rechten Stelle dort anknüpfen, wo der breite Strom der Geschichte des Landes in klaren Wellen dahinrauscht. —

Alles dies hat Ludwig Brunner getan, durch Jahrzehnte getan, für Eggenburg, für uns. Noch wenige Wochen — und vor uns liegt Ludwig Brunners Werk: „Eggenburg, die Geschichte einer niederösterreichischen Stadt“.

Gewidmet ist es seinem ältesten Sohne „Ludwig Brunner, — dem besten aller Söhne“, — der, in Eggenburg geboren, der Stolz seiner Eltern war und dessen junges, vielverheißendes Leben mit seinem roten Herzblut fürs Vaterland im Sande der Schlachtfelder des Weltkrieges verrann — Ludwig Brunner sagte mir selbst einmal mit tränenumflorter Stimme, daß nur die Idee, sein Werk „seinem Luß“ widmen zu können, ihm immer wieder in flügelahmen Stunden Kraft und Mut gab, auszuharren und seine unendlich mühsamen Geschichtsforschungen fortzusetzen.

Nun ist der erste Teil seiner Aufgabe vollendet, der erste Band seines Geschichtswerkes wird auf unserem Weihnachtstisch liegen.

Ein schönes, wahres, gutes Buch! Wer Sinn für Geschichte, Liebe zur Heimat, Interesse für Schicksale und Begebenheiten hat, die sich im bunten Wechsel auf der Bühne des Stadtforums oder vor den Mauern und Toren abgespielt haben, wer die Persönlichkeiten kennen lernen will, die einst mit kraftvoller Hand mächtig in die Geschehnisse des Gemeinwesens eingegriffen, gespornt von tiefer Liebe zur Stadt, vom heißen Wunsche, ihr Ansehen, ihre Macht zu heben, Errungenes festzuhalten — oder auch getrieben von Habgier und Herrschsucht, wer die große Bedeutung der Stadt für das Land an den zahlreichen Beweisen huldvollster Fürstengunst ermessen lernen — wer ihre prunkvollsten Tage, die Mündigspredung eines Herzogs in ihren Mauern, aufgerollt sehen will, wer die Rechte und Machtstellung, welche die kleine Stadt einst besaßen, überblicken, wer die bangen Stunden nacherleben möchte, als König Mathias Corvinus nach sechswöchiger Stadtbelagerung seine Gemahlin Beatrix aus Schrattenthal kommen ließ, um mit ihr Einzug zu halten in die das erstemal besiegte, bisher unüberwindliche Stadt, wer Handel und Wandel und Kunst blühen, Baudenkmale

erstehen, neidige Bedränger und Blutsauger am Werke sehen will, wer auf den Pulsschlag der Zeit horchen oder Stoff für Roman und Novelle suchen mag — kurz, selbst der, der nichts anderes als auch nur neugierig ist, der wird mit beiden Händen nach dem Buche greifen.

Geschichtswerke mit anerkannt wissenschaftlich wertvollem Inhalte haben oft den Nachteil, trocken oder schwer verständlich geschrieben zu sein. Dieses nicht! O nein! Warm und leuchtend zieht der bewegte Fluß der Rede dahin, den Leser fesselnd und bezaubernd. Mit Stolz und Freude sieht man, wie schön und ausdrucksreich doch unsere geliebte Muttersprache ist, wenn man dieses feinsaitige Instrument so zu beherrschen versteht wie ein Ludwig Brunner.

Verlebendigt wird noch manche Stelle des Buches durch die reizvollen Illustrationen nach Aquarellen und Zeichnungen von Meister Hans Gökinger und Adolf Müllner, deren Vorlagen von Franz Gameraith umso bereitwilliger zur Verfügung gestellt wurden, als sie seinerzeit eigens zu diesem Zwecke entstanden sind.

Die Stadtgemeinde Eggenburg, an der Spitze der verdienstvolle Bürgermeister Herr Sonderschuldirektor Franz Schneider, hat in höchst dankenswerter Weise die Herausgabe des Werkes übernommen.

Mit vielem Danke möchte ich noch des Herrn Landesarchivars Dr. Karl Lechner gedenken, dessen Initiative und Aneiferung den Stein ins Rollen gebracht, dessen Hilfe und Anregungen überaus fördernd gewirkt hat und dessen Optimismus so ansteckend war, daß heute als Frucht desselben das Buch gedruckt vor uns liegt.

Nicht nur wir warten auf dieses, auch die niederösterreichische Geschichtsforschung wartet mit Interesse darauf, da es doch auch manch Neues bringt, das bisher dieser Wissenschaft verborgen war.

Alle, die Kopf und Herz am rechten Fleck und ein Fünkchen Heimatliebe haben, werden dieses Buch bestellen, als Hauschatz erwerben für sich selbst oder als Christkindgabe für einen lieben Menschen, der vielleicht in der Ferne das Bild unserer Stadt mit Heimweh im Herzen trägt, solche, die hier geboren, die hier leben, wirken, und auch solche, die mit freundlichem Erinnern an Eggenburg zurückdenken.

Es dürfte nicht bald wo eine Stadt geben, die eine so reiche Geschichte besitzt, wie die unsere und nicht bald ein Geschichtswerk, das so schön geschrieben wäre wie Ludwig Brunners: „Eggenburg, die Geschichte einer niederösterreichischen Stadt“.

## Waldviertler Salzlieferanten für Zlabings.

Von Prof. Dr. Hans Reutter, Brünn.

Die Stadt Zlabings im mährischen Waldviertel, eine Viertelstunde von der österreichischen Grenze entfernt, genoß schon im 14. Jahrhundert das Vorrecht einer Salzlagerstätte, war also befugt, Salz von wo immer her einzukaufen, einzulagern und in Stadt und Umgebung allein an Kaufleute und Verbraucher weiterverhandeln zu können. Ein Mitglied des Stadtrates, der „Salzherr“, hatte die Aufgabe, Einkauf, Einlagerung und Vertrieb zu besorgen und über alle Kosten und Einnahmen dem Räte Rechnung zu legen. Der Rat faßte diese Vermittlung als eine gemeinnützige auf, weshalb der Salzherr auf seine Einkaufspreise nur soviel darausschlug, als zur Deckung der Vermittlungskosten notwendig war, schrieb aber auch den Kaufleuten Richtpreise vor, um Gewinne durch den Verkauf dieser lebensnotwendigen Ware zu verhindern. Aus dem letzten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts sind im Zlabinger Stadtarchiv einige Salzherren-Abrechnungen erhalten geblieben, aus denen ich auf das Waldviertel bezügliche Angaben machen kann.

Einziger Lieferant für das Salz vollständig entbehrende Südmähren war Oesterreich. Von den Salzwerten des Salzkammergutes ging die kostbare Fracht die Traun und Donau abwärts bis Krems oder Korneuburg, um von dort den Weg

nach Norden in die Orte des Waldviertels anzutreten. Die Versorgung Südwest-Mährens war um 1590 noch gar nicht organisiert, die Zlabingsjer mochten eben selbst zusehen, wie sie zu dem nötigen Salz kamen. Aber auch hier fehlte planmäßiges Vorgehen, man kaufte Salz, wo und wie man es bekam. So entwickelte sich in den Orten an der österreichisch-mährischen Grenze des Waldviertels ein Zwischenhandel, der nur selten in den Händen von Kaufleuten, meist in denen von Fuhrleuten oder fuhrwerktreibenden Bauern lag, die mit Fracht an die Donau fuhren und als Rückfracht das stets begehrte Salz mitnahmen. Da dieses in Holzfässchen verpackt war, konnte die Einlagerung keine Schwierigkeiten machen.

Beteiligt sind an dem Salzhandel nach Zlabings fast nur die Grenzorte. So werden genannt: 1579 der Tauscher und Abraham Waltpauer von Fratres sowie ein Bauer aus Raabs. 1581 Mattes Bräuer aus Waidhofen, Bernhard und Kolman aus Rappolz, Leonhard Graf aus Bertholz. 1591 Matl Graf aus Zirnreith, Hans Bottes aus Weikertschlag. 1593 fast nur die beiden Graf aus Bertholz und Zirnreith, die den Salzhandel sehr lebhaft betrieben. 1596 Melchart Gilger und Melchart Sun aus Fratres, der Wolfinger aus Reibers, der Dionys aus Waldkirchen, Lukas Zwisler aus Dobersberg, der Stubenvoll aus Waldkirchen, der Harter zu Süßenbach. 1599 Georg Paur aus Weikertschlag, der Schäßll aus Weixenbach, der Jodl Bauer aus Oberndorf, Hans Wurm aus Fratres, ein Bauer aus Thana und einer aus Rappolz. Immer aber die ganzen 20 Jahre hindurch sind die beiden Graf aus Bertholz und Zirnreith die Hauptlieferanten.

Die zugeführten Mengen sind meist recht bedeutend. Gerechnet wurde in Kufeln zu je  $12\frac{1}{2}$  Pfund, 30 Kubel bildeten ein Schilling Salz. Gewöhnlich wurden ganze Fuhren zu 3 bis 5 Schilling gekauft, aber vereinzelt auch mehr, einmal 17 Schilling, 22 Kufel, das sind also 523 Kufel im Gesamtgewicht von rund 3400 Kilogramm. Ganz interessant ist auch das langsame, aber stetige Ansteigen der Preise in diesen 20 Jahren. 1579 kostete das Kufel  $6\frac{1}{2}$ — $7\frac{1}{4}$  Kr., 1591 schon  $7\frac{1}{2}$ — $8\frac{1}{2}$  Kr., 1596 ist es auf 9—10 Kr. gestiegen, 1599 betragen die Einkaufspreise je nach dem Angebot  $10\frac{1}{2}$ —14 Kr., wobei innerhalb eines Jahres starke Schwankungen möglich sind. Der Verkaufspreis war gewöhnlich um 1 Kr. höher.

In und nach dem 30jährigen Krieg endete dieser freihändige Ein- und Verkauf. Der Staat errichtete Salzlagerstätten in Krems und Korneuburg, auch in Zlabings wurde der Salzeinkauf organisiert. Der Stadt gehörige Wagen fuhren in die genannten Orte, holten das nötige Salz und somit hatte der Waldviertler Zwischenhandel sein Ende.

## Die Seuch der Pestilenz.

Von Prof. i. R. Ignaz Bözl, Wien.

Als die Pest, die im 16. Jahrhundert einen großen Teil Oesterreichs heimsuchte, auch die Stadt Horn bedrohte, befahl „ein kaiserlich General“ 1596 dem Räte, Seuchenhäuser zu errichten, ermahnte zu gottesfürchtigem Leben und übermittelte gleichzeitig das Gutachten der Wiener medizinischen Fakultät vom Jahre 1583: „Wie man sich zu Zeiten der Pestilenz fürsehen möge.“ Die Schrift ist außer ihrem Inhalt auch sprachlich von Interesse \*).

„Die Seuch ist ein heftig vergift Fieber, schnelle tödtlich Krankheit, vermischt mit haimlichen Fieber. Man kennet sie an Tüpl, Drüsen, Geschwür, Anß, Blattern, je schwarz, je gelb, nach Art und eigenschaft der bösen Feuchtigkeit, die auch brennen oder sonst mehrliche Wehtung machen. Ueber summa dieser Krankheit Ursach außerhalb des Zorn und der Straf Gottes anzuzaiigen, schreiben Hypokrates und nach imo Galenus als die fürnembsten aller Aerzten, es sein die größten zwo Ursach, nemlich der Luft, so ano umgibt, und die täglich Speis trankh oder narung,

\*) Entnommen dem Buche: „Horn vor 300 Jahren.“ Von Dr. Wilhelm Pichler. Dieser hat das sehr selten gewordene Büchlein der Fakultät in der Wiener Stadtbibliothek aufgefunden und Proben im Originaltext aufgenommen.

damit des Leibes Krafft erhalten soll werden, von diesen zway Stücken, als dessen nächst Ursach wird der Mensch am meisten vergifft.

Diese Contagien verursachen auch *causa remotae*, wie die Astronomi vermainen, als ein Fluß des Himmels und fürnehmlich die Finsternis der Sonn und mons, auch *conjunctiones naturae* oder Vermischung der Planeten undter sich selbst und *cum stellis fixis*, dergleichen *cometta*, deren sich viel diese Jar erzaigt haben; durch diese *conjunctiones* werden die vier Element, daraus alle Geschöpf gemacht, derart verändert, daß kains sein rechte natürlich Wirkung denen Geschöpfen annemlich vollbringen kann und deshalb Zerüttlichkeit leiden müssen. Durch erzählte Ursachen werden in der Erde bewegt böß Dämpf Dunst oder Rauch oder auch schröcklich Erdpäden grausam ungtüm Wind und dadurch Wasser und Luft vergifft; es folgen auch daraus ungleich gewitter, emsig Verwandlung des Luftts, übrig Feuchtigkeit, dick Nebel, feucht und warm Wind ungewöhnlich Hiß, viel unziffer vergiffter Thier, diese Ursach sein auch die gefährlichsten und schwärsten zu wenden.

Man soll nicht essen von Thieren, die eingesperrt, gemäzt oder geschoppt sind in Steigen oder Stallen; im Winter soll man Fleisch eher gebraten als gesotten essen; item im Sommer mit Essig gesotten Kalbfleisch — aber Rhytgeins, Lambreis gebraten, Wildschwein, Rech, Wider, wolgeneret Castraun sein auch nicht zu verachten.

Die gemeinen Bäder sollen zur Vermeidung des Volkhes versamblung und von wegen eröffnung der Schweißlöchl dadurch das Gift vielmal heimlich einsinkt nicht offen gehalten werden; aber Mitridat eingenommen und sich in ain Schwizbad gereinigt, kann ohne Schade geschehen.

In der Wochen soll man zweimal *Pillulö Pestilentialis* einnehmen zum purgihren; auch krüstir und Zapfen sein gut. Wann das Gift versamlet und auswendig erscheinet, soll der Uderlaß beschehen.“

(Nach noch vielen anderen Verordnungen heißt es zum Schluß:)

„Tagesarbeit, subtil speculation, lesen, scharfsinnigkeit, ansehnlich gedenken oder grüple ist besser v o r essen zu veranstalten.

Fröhlich Gemüth ist besser denn Trübsal, demnach wär es nicht unfürträglich, sich mit Historien, Musik, Saitenspiel, Fabeln, Märln, Schwangthen und ander Kurzweil zu belustigen.“

## Die Dreifaltigkeitssäule in Waidhofen an der Thaya.

Von Oberlehrer i. R. Josef Rötter, Waidhofen an der Thaya.

Der Anlaß zur Errichtung der Dreifaltigkeitssäule war ein Gelübde der Stadt, welche von 1679 bis 1709 von vielen Unglücken heimgesucht war, wie sie in der Bittschrift des Stadtrates an das Passauer Consistorium aufgezählt werden.

Es war während der Amtstätigkeit des Pfarrers (Consistorialrat und Dechant) Heinrich Leopold Rieß, des größten Wohltäters der Pfarrkirche, als sich der Stadtrat unter dem Stadtrichter Jakob Bernstänky zum Baue dieses Denkmals entschloß.

Am 5. Mai 1705 wurde vertragsmäßig die Herstellung des Fundamentes dem Maurermeister Matthias Fölser (auch Felsler), die Errichtung der Säule dem Steinmei-  
meister Wolfgang Stainböck von Eggenburg übertragen.

„Dieselbe solle 5½ Klafter hoch, gut und schön angefertigt werden, wofür ihm 550 Gulden zuerkannt wurden.“

Stainböck lieferte auch die auf den vier Capostamenten stehenden Statuen St. Marie, St. Josef, St. Johann und St. Johann von Nepomuk und die vier Engel. Hans Jakob Ruepp, Maler, übernahm die Vergoldung und Malerei. — M. Fölser und J. Ruepp waren Waidhofner. Im Juni 1709 war die Denksäule fertiggestellt. Die an das Passauer Consistorium von seiten des hiesigen Stadtrates hierüber gestellte Bitte (praes. am 26. April 1709) lautet also:

„Es hat die allgewaltige Handt Gottes die l. f. Stadt Waidhoven von 1679 bis hiehero nit allein mit pestilenzischen feuchen und anderen gefehrlichen Krankheiten, sondern auch mit Feurprunst schauer Wetter und Kriegsgefahren dergestalten heimgesucht, daß kein anderes Mittel Zbrig gewesen von dieser Zorn ruethen zu thomben, daß denjenigen, den Wür beleidigt, durch Eiffriges Gebett umb Gnadt undt Barmherzigkeit zu bitten. Dahero haben Wir zur besämftigung des erzornen Gottes ein Gelibt zu der Allerheilig-

sten Dreifaltigkeit dergestalt zu thun für rathsam und notwendig befunden, daß derselben zur allerschuldigsten ehr eine Steinerne Gedächtnuß Seyle allhier auf dem Platz aufgerichtet und bei selbiger Wochentlich alle Samstag und Sonntag ein Rosenkranz gebett und fort gehalten werden solle. Damit nun diese andacht desto mehreres zunembe, bittet der Stadtrath um Genehmigung dieser Andacht.“

In der hiesigen Pfarrkirche solle jedesmal das Signal zu dieser Andacht mit einer Glocke gegeben werden. —

Am 5. Juli 1709 richtete der Rat an den Dechant in Altpölla die Bitte, die Weihe der Dreifaltigkeitssäule vorzunehmen; dieselbe fand am 18. August 1709 statt. — Nach einem feierlichen Hochamte, vom Stadtpfarrer (Consistorialrat und Vicedechant) Leopold Thomas Pannagl celibertiert, wurde mit der Prozession zur Säule auf den Platz gezogen. „Alldort wurde ein schöner Sermon (Rede) von  $\frac{1}{4}$  Stundt lang zu Ehren der allerheiligsten Dreifaltigkeit und Trost der Anwesenden gehalten.“

„Nachdem die verrichtet und vorbei war, seien drey auf dem Platz gepflanzte Stuch zu Ehren- und Ansehens dieser Benedicierung (Weihe) vollgeladen und drey-mahl nach-einander gelöst worden.“ —

Eine Tafel in der Behausung des Stadtrichters Bernstänky bildete den Schluß.

Die Andachten werden seit vielen Jahren nicht mehr abgehalten, aber an Samstagen abends flackerte im roten Laternchen an der Säule öfters ein Lichtlein, das fromme Frauenhände besorgten; seit 1914 ist dieses erloschen. — Vier Lindenbäume beschatten die Denksäule, welche anlässlich der silbernen Hochzeit Franz Josef I. und Elisabeth gepflanzt wurden\*).

\*) Quellen: Chronik der Pfarrkirche, Gerichtsprotokoll der Stadt Nr. 24, anno 1709.

## Harolds „Geist“.

Von Hauptshullehrer Franz Raubal, Pöchlarn.

Am Friedhofe zu Niedernondorf (jüdl. von Zwettl) steht ein verwitterter Grabstein, das einzige Kennzeichen der Ruhestätte des Oberamtmannes Anton Harold. Die Zahlen sagen uns, daß er im Jahre 1779 geboren und zu Beginn des Jahres 1849 daselbst starb. Zu denken gibt uns die Grabinschrift, die auf Bedeutsames im Leben dieses Mannes hinweist. Niedernondorf war der Sitz der Gutsverwaltung des Herrschaftsgutes Rastenberg. Damals gehörten die umliegenden Dörfer als untertanspflichtig zu dieser Herrschaft. Die Zeit, in der Harold lebte, wirkte und „herrschte“, gehörte dem Vormärz an. — Mit dem Tode Kaiser Josefs II. (1790) begannen für die untertänigen Bauern abermals neue harte Jahrzehnte. Josefs Nachfolger, Leopold II., hob die alte Steuerverordnung auf und der Bauer versank wieder in seine frühere Armut. Nur unter Josefs Regentschaft durfte er sich freier fühlen. Nun lag der Druck der Herrschaft neuerdings mit Härte auf den Bauern, und dann noch mehr fühlbar, wenn ein „gestrenger“ Herr Verwalter die Zügel über seine Untertanen und Zinspflichtigen führte. Die Geschichte Oesterreichs kennzeichnet diese Jahrzehnte als die Zeit der Reaktion, den Vormärz. Fürst Metternich beherrscht diese Aera. Wenn der Satz gilt, daß sich das Weltgeschehen im kleinsten Dorfe widerspiegelt, dann trifft das für unsere Gegend wohl treffend zu. Der Name Harold flögte überall Schrecken ein und tatsächlich kam es damals zu recht zugespikten Gegensätzen zwischen Grundherrschaft und den Untertänigen. Im Mittelpunkt stand Verwalter Harold. Noch heute lebt dieser Name in der Gegend fort, das Volk weiß von ihm die wunderbarsten Dinge zu erzählen, die sich während seiner Lebenszeit, ja sogar noch nach seinem Tode — sein Geist soll in den verschiedensten Gestalten den Leuten untergekommen sein — zugetragen haben sollen. Die Geschichte von Niedernondorf\*) berichtet, daß Oberamtman Harold ein strenger Verwalter war, der seiner Herrschaft 41 Jahre lang treu diente, die Untertanen sogar mit körperlicher Züchtigung strafte, wenn sie ihren Verpflichtungen nicht nachkamen oder über Robot und Zehent murrten. Häufigen Streit hatte Harold wegen des Weiderechtes der Schafe. In den Urbarien wird von einem „Blüembuech“ geschrieben. Es war das Recht der Herrschaft, die Schafe auch auf die Wiesen der Untertanen zu treiben und da naschten die Schafe natürlich die Blumen — das gute Futter — weg. So ein Zwischenfall wird im Gedenkbuche des Dorfes Niedergrünbad\*\*) geschildert. Es heißt dort: „1834 war die jamose Schafgeschichte, Streitigkeiten zwischen der Herrschaft Rastenberg und den Untertanen

\*) St. Biedermann: „Niedernondorf, seine Pfarr- und Herrschaftsgeschichte“, 1928, S. 34.

\*\*) Derselbe: „Seine Pfarrgeschichte.“ (Niedergrünbad.) S. 19.

von Marbach und Sperkenthal. Nach verhandelter Hof-Kommission mußten die Marbacher in der Amtskanzlei Rastenberg mit Strenge verhalten werden. Bei einer zweiten Verhandlung, zu der Pfarrer Edlinger im Namen des Kaisers durch den Kommissär Hofrat Ritter v. Faden eingeladen war, versprachen die Untertanen Gehorsam. Ein Teil besann sich wieder anders, bis endlich 1839 der Bischof Wagner diese Angelegenheit im Pfarrhose schlichten konnte.“ Das Volk weiß dann weiter zu erzählen, daß ein Mann, der wegen eines körperlichen Gebrechens nicht geächtigt werden durfte, wegen Auflehnung bei dem Streitfall über das Weiderecht eine Arreststrafe bekam, die er auch da nicht unterbrechen durfte, als sein Weib starb. Solche Begebenheiten formt das Volk recht gerne zu sagenhaften Erzählungen um und so lebt Harold auch noch heute im Volke als „grausamer“ Verwalter und sein Geist soll wegen der vielen Untaten gar nie zur Ruhe kommen. Heute noch soll man die „Prügelbank“ im Schlosse sehen. Es ist eine stark gezimmerte, mit Eisenringen versehene Holzbank, an die die Strafbaren angekettet und von Knechten gepeitscht worden sein sollen . . . Und da „geistert“ es noch immer! Und da erzählen sie: Des Verwalters Söhnlein, das sich gerne in der Kammer, wo die Prügelbank stand, aufhielt, kam einmal schreiend zur Mutter. Angstvoll rief es: „Mutatale! Botale sikt auf der Prügalebank! Hat Hörndale auf und a zotteligs Gwand!“ In solcher Gestalt soll er den Leuten öfter erschienen sein. Auch den Kindern hat er sich am Schulwege gezeigt. 50 Schritte vom „Roten Kreuz“ am Wege von Niederwaltenreith nach Niedernondorf befindet sich eine Brücke. Bis zu dieser lief ihnen der Geist vom „Roten Kreuz“ weg nach. Da verschwand er.

Einmal ging ein Musikant von einer Tanzunterhaltung heim. Es war spät in der Nacht. Da hörte er hinter sich immer abwechselnd ein leises Knistern und dann ein Schreien. Anfangs meinte der Musikant, es necke ihn jemand. Doch dann kam's näher an ihn heran. Es war das Gespenst „Harolds“ mit einer grünen Mütze am Kopfe. Es setzte sich auf des Musikanten Schulter und flüsterte ihm etwas ins Ohr. Bald darauf starb der Musikant.

Wieder später trieb sich Harold als Hirsch am Loischberge herum. Die Jagdbehörde stellte dem seltenen Hirschen, der zwischen seinen Stangen wundersame Perlen trug, nach, konnten ihn aber nie erwischen. Eines Tages fing ihn aber doch ein alter Mann mit einem Stück Brot. Und da bekannte der Hirsch — „Harold“ zu sein. Damals soll er von einem neugeweihten Priester auf 50 oder 100 Jahre in den Detscher verbannt worden sein. Schon sind die ersten fünfzig Jahre um, Harold hat sich aber nicht mehr gezeigt. — Trotzdem behaupten manche, die diese Geschichten für wahr halten und für wahr erzählen, wenn dann die 100 Jahre um sind, werde Harolds Geist bestimmt erscheinen . . .

Die Phantasie der Waldeute umgibt die Gestalt des Verwalters mit einem Kranze von „Geistergeschichten“. Da sitzen sie an langen Winterabenden in der Stube beisammen und die Großmutter erzählt gerne solche Schauergeschichten. Und so verstehen wir auch die Grabinschrift, die dem Manne galt, der ja doch irgendeine Bedeutung im dortigen Vormärzleben spielte. Sie lautet:

„Sein Leben war ein Kampf,  
Der Kampf eines Gerechten  
Mit der Gesinnungslosigkeit,  
Dem Undank und dem Schlechten.  
Von Freunden hochgeliebt,  
Von Feinden selbst geachtet.“

## Die bildhafte Sprache des Volkes.

Von Oberlehrer Rudolf Hruschka, Alt-Hart.

Treffende Bilder wirken anschaulicher als die besten Begriffsbestimmungen. Deshalb bedient sich das Volk, das infolge der steten Berührung mit der freien Natur scharf ausgebildete Sinne und daher mehr Anschauung als geistige Vorstellung besitzt, gerne eines Vergleiches oder einer Umschreibung, wenn es Charakterzüge oder Eigenschaften von Menschen deutlich machen will. Weil es hiebei selbstverständlich nur Dinge und Vorgänge aus seinem Anschauungs- und Erfahrungskreis heranzieht, wird mancher Vergleich, besonders dem Stadtmenschen, recht derb erscheinen; aber das in seinem Empfinden keusche, geschämige und wahre Volk findet darin nichts Arges, Anstößiges.

Wie sich oft scharfe Beobachtung, reiche Erfahrung und nicht selten auch witzige Schlagfertigkeit in der Sprache des Volkes zu Bildern verdichten, soll nun

an einigen, aus dem sprachlichen Urgut des Waldviertlers stammenden Beispielen gezeigt werden. So wird gekennzeichnet

der **Arbeitsame**:

„Der zuigt wie a Schraub“ (er zieht [arbeitet] wie eine Schraube).

der **Arbeitscheue**:

„Der hot a Hoa g'fund'n i da Dawat“ (er hat ein Haar gefunden in der Arbeit).

„Der fluibt nit gean schwari Scheidln“ (er spaltet nicht gerne schwere Holzscheite).

„Der bohrt nit gean dicki Brejda“ (er bohrt nicht gerne dicke oder starke Bretter).

der **Arme**:

„Der is a nur für a Zanferl geboren“ oder „Wer für a Zanferl gebor'n is, kimmt za koan Roud nit“ (wer für ein Leibchen geboren wurde, kommt zu keinem Rod).

„Der muiz a mit Wossa koucha“ (er muß mit Wasser kochen).

„Der is oarm wie a Kirchamaus“ (er ist arm wie eine Kirchenmaus).

der **Aufdringliche**:

„Der hängt si an wie 's Dirndl am Kivito“, auch „wie a Kuahschwoaf“, „wie a Gwandlaus“, „wie a Klett'n“ oder „wie a Zed“ (er hängt sich an wie das Mädchen am Kirchtag, beziehungsweise wie ein Kuhschwanz, eine Kleiderlaus, eine Klette oder Zede).

der **Aufschneider**:

„Den seini Da haum zwej Duda“ (seine Eier haben zwei Dotter).

„Der gogagt groß und legt kloa“ (er gadert groß und legt klein).

„Der red't um a Sechserl a Butt'n voll“ (er redet um ein Sechserl eine Butte voll).

der **Ausreißer**:

„Der rennt davon wie 's Dirndl van Tanz“ (er läuft davon wie das Mädchen vom Tanzboden).

das **schlechte Aussehen**:

„Der schaut aus wie da Toid“, „wie da Krou (d' Henn') hintan Schwoaf“, „wie a g'schpins Aepfelfou“, „wie wann a jed'n Tog an Grill kriagat und am Sunta d' Hag'n“ (der sieht aus wie der Tod, wie die Krähe [die Henne] hinter dem Schwanz, wie ein ausgespienes Apfelmus, wie wenn er jeden Tag eine Grille und am Sonntag die Beine bekommen würde).

die **Behäbigkeit im Gehen**:

„Der woglt daher wie a Antn“ (er wackelt [watschelt] daher wie eine Ente).

„Der vabringt a Gehwerk wie d' Kroud in Zmejdahejfa“ (er verbringt ein Gehwerk wie die Kröte im Obers- oder Schmettentopf).

die **häßliche Braut mit Hausbesitz**:

„D' Kapelln war schou recht, owa da Heilige paßt nit eini“ (die Kapelle wäre schon recht, aber der Heilige paßt nicht hinein).

die **Charakterlosigkeit**:

„Der beidlt si o wie da Hund d' Flöh“ (erbeutelst [schüttelst] sich ab wie der Hund die Flöhe).

der **Dieb**:

„Der kauft ollwal schou billi“ (er kauft immerwährend schon billig).

der **Dumme**:

„Der braucht amol koan Geist nit aufgeb'n, wann er stirbt“ (er braucht einmal keinen Geist aufgeben, wenn er stirbt).

„Der is va durt'n her, wou d' Hund mit 'n Hintern bell'n“ (er ist von dort her, wo die Hunde mit dem Hinterteil bellen).

„Der wort't bis zan Dummerstag“ (er wartet bis zum Tag der Dummen).

„Der hot an Knoupf in Hirn“ (er hat einen Knoten im Gehirn).

„Den haum d' Spok'n is Hirn g'schih'n“ (dem haben die Späßen ins Gehirn gemacht).

„Der hot Dreiß in Hirn“ (er hat Dred im Gehirn).

„Der denkt mit da groß'n Zeha“ (er denkt mit der großen Zehe).

„Den hot si da Bastound ausg'hagelt“ (dem hat sich der Verstand ausgehängt).

„Den muiz erscht da Soafasuida aufgeh“ (dem muß erst der Seifensieder aufgehen).

„Dos is a rechts Simandl“, „a tofkata Klehnhiasl“, „a Gmoatrouttl“ (das ist ein dummer Mensch, ein tölpelhafter Klößenmatthias, ein Gemeindetrottel).

### die unverträglichen Eheleute:

„Dö zwoa hot da Herrgott (Pforra) guit z'sammg'spannt“ (die zwei hat der Herrgott [Pfarrer] gut zusammengespannt).

„Dö san aufanand wie Hund und Katz“ (sie sind aufeinander wie Hund und Katze).

„Dö vatrog'n si wie zwei Hauna“ (sie vertragen sich wie zwei Hähne).

„Dö hot da Wind nit besa z'sammtreib'n kinna“ (die hat der Wind nicht besser zusammentreiben können).

„Dö zwoa ham d' Mäus nit besa z'sammtrog'n kinna“ (die zwei haben die Mäuse nicht besser zusammentragen können).

### die Enttäuschung:

„Der schaut drei wie da Krou in a huls Boa“ (er schaut drein wie die Krähe in einen hohlen oder leeren Knochen).

„Der schaut drei wie da Koanz in d' Ruß“ (er schaut drein wie der Rainz [ein Name] in die Ruß).

### die böse Frau:

„Dö hot Hoa am Zähntnan“ (sie hat Haare auf den Zähnen).

„Dö hot a guit's Mundstückl“ (sie hat ein gutes Mundstück).

„Dos is a habi Gradn“, „a kekter Besen“ (das ist eine böse Gräte oder ein kekter Besen).

„Dos is a Hamptige“ (hantig = bitter).

„Dera sullt ma 's Mal in d' Schlinga hänga“ (man sollte ihr das Maul in die Schlinge hängen).

„Dos Haus braucht loan Rejdnhund nit“ (die böse Frau ersetzt einen Ketten- oder Wachhund).

### die häßliche Frau:

„Dös is a schiacha Kamml“, „a Krautscheucha“ (Krautscheuche).

### die tratschhafte Frau:

„Dös is a oldi Korfreitogsratschn“, „a Gmoatratschn“, „a Gmoaratschn“, „a Trotschgoudl“, „a Trotschbasl“ (sie ist eine alte Karfreitagsratsche [= Klapper], eine Gemeindetratsche, eine Gemeinderatsche, eine Tratschgodel, eine Tratschbase).

### die unreine Frau:

„Dö is aufs Wossa hab“ (sie ist auf das Wasser böse).

### der Geizige:

„Der lößt si um oan Kreuza 's Knie bohr'n“ (er läßt sich wegen eines Kreuzers das Knie anbohren).

„Der treibt (reit't) um oan Kreuza d' Goß (d' Laus) bis Prag (Bean)“ (er treibt [reitet] wegen eines Kreuzers die Geiß [Laus] bis Prag [Wien]).

„Der treibt an Floh über d' Halm bis Bean“ (er treibt einen Floh über die Halme bis Wien).

„Der is aufs Geld wie da Teufl auf a oami Seel“ (er ist auf das Geld wie der Teufel auf eine arme Seele).

### die Genesung:

„Der hot nou amol an Urlaub kriagt“ (er hat noch einmal einen Urlaub bekommen).

### der Geheite:

„Der hot in haling Geist mit 'n Löffel g'fress'n“ (er hat den heiligen Geist mit dem Löffel gefressen).

„Der hört 's Gros wox'n“ (er hört das Gras wachsen).

„Der hört d' Flöh nia'n (huist'n)“ (er hört die Flöhe niesen oder husten).

„Der hot d' Gscheiptheit mit 'n Schöpfa (mit da Gob'l) g'fress'n“ (er hat die Gscheiptheit mit dem Schöpflöffel [der Gabel] gefressen).

### das Glück:

„Den hot's grad'n wie da blind'n Henn' 's Woazkendl“ (es ist ihm gelungen wie der blinden Henne, die ein Weizenkorn fand).

„'s größti Luida kimmt meistens intan schönsten Huit“ (das größte Luder kommt meist unter den schönsten Hut).

### der Heimtückische:

„Der kann mehr wie d' Supp'n blösn“, wie Birn brod'n“ (er kann mehr wie die Suppe blasen, beziehungsweise Birnen braten).

„Der kann nit nur Birn brod'n, der kann s' essen a“ (er kann nicht nur die Birnen braten, er kann sie essen auch).

#### die Heirat:

„'s Heirat'n is a guits Toweri“ (das Heiraten ist ein gutes Tagwerk).

„Wos ma si daheirat't, braucht ma si nit dawirtschoft'n“ (was man sich erheiratet, braucht man nicht erwirtschaften).

„G'heirat is glei, owa 's Haus'n dauert lang“ (geheiratet ist gleich, aber das Zusammenleben dauert lang).

#### der Heuchler:

„Der red't wie a Delmann.“

„Der locht wie a Houfnoarr“ (er lacht wie ein Hofnarr).

„Der locht wie a Hofnag'sell, wann eahm 's Hejferl z'bricht“ (er lacht wie ein Hafnergeselle, wenn ihm der Topf zerbricht).

„Der is aufrichti(g) wie a Mausfolln“ (Mausfalle).

„Der mocht a G'sicht wie da Buda i da Sunn“ (er macht ein Gesicht wie die Butter in der Sonne).

#### der Zähornige:

„Dos is a Gistnigl, Gisthejferl, Gistzöger, Granthanjl, Granthammel“ (Zornnickel oder Zornbinkel, = -häfel [=tüpfel], = -zöger [=taiche], Grant von grandicht oder grandig).

#### der große Kopf:

„Der hot an Schädl wie a Blucher“ (= Kürbis), „wie a Luftballon“.

#### der dumme Krafeler:

„Dem g'hört a Ringerl in d' Nos'n“ (ihm gehört ein Ringelchen in die Nase).

„Der hot a Mal wie a Wolfisch und a Hirn wie a Grundl“ (er hat ein Maul wie ein Walfisch und ein Gehirn wie ein Gründling).

#### die Krankheit:

„Der schlejft si wie a Fluign in Hiringst“ (er schlejft sich wie eine Fliege im Herbst).

„Der sijt wie a obrennti Henn“, „wie a obod'ti Henn“ (er sijt wie eine abgebrühte, beziehungsweise gebadete Henne).

„Der geht um wie a zwiezipsfati Henn“ (er geht herum wie eine mit dem Pips behaftete Henne).

„Der hot sei Seel' schon zwischen die Zähnt“ (er hat seine Seele schon zwischen den Zähnen).

„Den schaut da Toid schon bei die Aug'n außa“ (dem sieht der Tod schon bei den Augen heraus).

„Den sijt da Toid schon auf da Zunga (im Gnack)“ (dem sijt der Tod schon auf der Zunge, beziehungsweise im Genick).

„Der wird a hold in Pforra d' Gän's hold'n“ (er wird auch bald dem Pfarrer die Gänse weiden).

„Der pfeift schon am lekten Louch“ (Loch).

„Den holt schon da Krach.“

„Der wird hold wandern.“

„Der hört in Kuduck a nimma schrei'n.“

#### der Langsame:

„Den kann ma ban Geh'n (Rennen) d' Houj'n sliida“ (dem kann man beim Gehen oder Laufen die Hose sliiden).

„Der kralt wie a Schneck“ (er kriecht wie eine Schnecke).

„Der kimmt daher, wie wann er d' Houj'n voll hätt“ (er kommt daher, wie wenn er die Hose voll hätte).

„Dos is a rechta Loa-mi-au“ (das ist ein rechter Lehn-mich-an).

„A longjami Sau kimmt selt'n ja an worman Drejck“ (ein langsames Schwein kommt selten zu einem warmen Urat).

„Bevor si der umdraht, geht in Böhmen a neichs Bierdl ei“ (bevor sich der umdreht, geht in Böhmen ein neues Mondviertel ein).

#### der Laue:

„Der mocht nit und bricht nit“ (er macht nichts und bricht nichts).

„Der woäß nit, ob er a Mandl oder Weibl is“ (er weiß nicht, ob er ein Männchen oder Weibchen ist).

#### der Lügner:

„Der lügt, daß ma schwarz wird“ (er lügt, daß man schwarz wird).

„Der luigt wie druckt“, „wia a roida Hund“ (er lügt wie gedruckt, beziehungsweise wie ein roter Hund).

„Dos is a Lubutt'n“ (er ist eine Lügenbutte).

„Der luigt 's Blaue van Himmel owa“ (er lügt das Blaue vom Himmel herab).

„Der luigt, daß er's selber glaubt.“

„Der hot a gringi Zunga“ (er hat eine geringe [leichte] Zunge).

„Der schiebt wos außa“ (der schiebt etwas heraus).

„Den sei Mal is a toa Evangelium“ (sein Mund ist kein Evangelium).

„Den kann ma jo nit glab'n, wos er beten tuit“ (man kann ihm nicht glauben, was er betet).

der **Mißratene**:

„Der hot grod'n bis aufs Guittoa“ (er ist geraten bis auf das Guttun).

der **offene Mund**:

„Dos is a Fluig'nfonga“ (er ist ein Fliegenfänger).

„Dos is a Maloff“ oder „Malauf“\*).

der **Mürrische**:

„Der schaut drei, wia wann eahm olli Leut schuldi war'n“ (er schaut drein, wie wenn ihm alle Leute schuldig wären).

„Der mocht a Gesicht wia 's lari Geldbörs“, „wia a Rei vull Teifln“ (er macht ein Gesicht wie die leere Geldbörse, beziehungsweise wie ein Reindl oder Pfanne voll Teufeln).

„Der schaut drei wia 9 Tog Rejnweйда“, „wia a pulnischer Stier“ (er schaut drein wie neun Tage Regenwetter, beziehungsweise wie ein polnischer Stier).

die **unverträglichen Nachbarn**:

„Dö leben wia zwej Müllner“ oder „wia zwej Hauna“ (sie leben wie zwei Müller, beziehungsweise wie zwei Hähne).

der **Nachzügler**:

„Der kimmt ollimol wia da Ruahschwoaf hint'n noch“ (er kommt allemal wie der Ruchschwanz hinten nach).

der **Reidische**:

„Dos is a rechta Muglfanga“ („Mugl“ = ein großes Stück Brot, der „Muglfänger“ ein Mensch, der alles nur für sich allein haben will).

„Dos is a rechter Dreckfresser“ oder „Rudeldrucker“.

der **Neugierige**:

„Dos is a rechter Hejserlgucker“ (einer, der gerne in die Töpfe sieht).

die **Not**:

„A lara Mog'n — a trauriga Koupf“ (ein leerer Magen — ein trauriger Kopf).

„A lara Sod steht nit“ (ein leerer Sack steht nicht).

der **Pantoffelheld**:

„Der hot 's Riderl an, sie d' Hou'n“ (er hat den Kittel an, sie die Hose).

„Der is a nur da Herr in Haus, wann sie nit dahoum is“ (er ist nur dann Herr im Hause, wenn die Frau nicht zu Hause ist).

„Dö hot 'n am Bandl“ (die Frau hält ihn an der Schnur).

„Der pariert wia a kloas Hunderl“ (er folgt wie ein kleines [junges] Hündchen).

der **Brahler**:

„Der hot a lang's Mejsa“ (er hat ein langes Messer).

„Der bröckelt mehr ei, als zwej auslöffeln kinnan“ (er brockt mehr ein, als zwei mit dem Löffel essen können).

die **Rastende**, die die Ellenbogen in die Hüften stützt:

„Dö steht do wia a Nochtg'schirr“ (sie steht da wie ein Nachtgeschirr).

der **Sausewind**:

„Der fluiht wia a Fid'shipfal“, „wia da Bliß“ (er ist so schnell wie ein Pfeil, beziehungsweise wie der Bliß).

„Der rennt wia a Schuisa“, „wia a Wiesel“ (er läuft so schnell wie ein Schuster, beziehungsweise wie ein Wiesel).

\*) Im Mittelalter hatte man zu Beleuchtungszwecken menschenkopfähnliche Tongefäße mit offenem Munde, in den man einen Rienspan steckte. Diese Köpfe nannte man Maulauf. Wer mit offenem Munde geistlos steht, wird ebenso genannt. (Nach Doktor L. Wieder, Schattau.)

- „Der nimmt d' Ferschn auf d' Oxl“ (er nimmt die Fersen auf die Achsel).
- „Der springt daher wie d' Maus in G'odertn“ (er springt daher wie die Maus im geackerten Feld).
- „Der haut umanand wie da Michl in Himml“ oder „wie da Elefant in Zimma“ (er haut um sich wie der Michel im Himmel, beziehungsweise wie der Elefant im Zimmer).
- „Dos is a rechter Schußbartl.“
- der Scheinheilige :**
- „Dos is a rechta Vaterunserchlida“ (er ist ein rechter Vaterunserchluder).
- „Der heißt inßern Herrgoutt d' Zehan (d' Füaß) o“ (er heißt unserem Herrgott die Zehen [Füße] ab).
- „Der vadracht d' Aug'n wie a og'stouchana Goaßboud“ (er verdreht die Augen wie ein abgestochener Geiß- oder Ziegenbock).
- „Dos is a rechta Kommunionbankrutscher“ (er ist ein rechter Kommunionbankrutscher).
- die Schicksalsbestimmung :**
- „Wer am Goling g'hört, datrinkt nit“ (wer auf den Galgen gehört, ertrinkt nicht).
- das Schimpfen :**
- „Der schimpft (namt) wie a Rohrspoß“ (er schimpft wie ein Rohrspatz).
- „Der schilt wie a Reitamocha“ (er schilt wie ein Siebmacher).
- der Schmeichler :**
- „Der mocht si schöner als er is“ (er macht sich schöner als er ist).
- „Der kriacht den andern hint eini“ (er kriecht dem anderen ins Gesicht).
- „Dos is a rechts Schliajerl“ (er ist ein rechter Schliefer).
- der gute Schlaf :**
- „Der schloßt wie a Roß“ (er schläft wie eine Ratte).
- der Schmissige :**
- „Dös war a schlechta Bedla, der oa Haus nit grad'n funnt“ (das wäre ein schlechter Bettler, der ein Haus nicht entbehren könnte).
- „Der hot a Schneid.“
- der schlechte Schreiber :**
- „Der froßt wie da Hahn am Misthaufen.“
- der Schwächling :**
- „Der hot Füaß wie a vaheirata Spoß“, „wie a Pfeifaröhrl“, „wie a Zündhölzl“, „wie a Zau'stejka“ (er hat Füße wie ein verheirateter Spatz, wie ein Pfeifenrohr, wie ein Zündhölzchen, wie eine Zaunlatte).
- „Der funnt in aner Nodlbign üwa d' Nocht bleib'n“ (er könnte in einer Nadelbüchse nächtigen).
- „Dos is a rechter Nisling.“
- der Schwäger :**
- „Der red't wie g'schmiert“ oder „den geht 's Mal (der Mund) wie g'schmiert“.
- der Sorglose :**
- „Der lebt wie d' Maus in Brotloab“, „wie d' Mod'n in Kas“, „wie Goutt in Frankreich“ (er lebt wie die Maus im Brotlaib, beziehungsweise wie die Made im Käse, wie Gott in Frankreich).
- „Den geht's wie an Bougl in Hounisland“, „wie an Wuin in da Ruß“ (dem geht es wie dem Vogel im Hansland, beziehungsweise dem Wurm in der Ruß).
- der Späher :**
- „Der loust wie d' Sau ba da Mühltür“ (er horcht wie das Schwein bei der Mühltür).
- „Der schaut wie a Falkl“ (Falke).
- die Stärke :**
- „Der reißt an Bam mitsamt da Wurz'n aus“ (er reißt einen Baum mitsamt der Wurzel aus).
- „Dö (ein Mädchen) trogt in Müllner mitsamt 'n Sod“ (es ist so stark, daß es den Müller mitsamt dem vollen Sack ertragen würde).
- der Stolz :**
- „Der (oder die) steigt wie da Hahn am Misthaufen“, „in Halmen“.
- der Traurige :**
- „Der hot an Dusch kriagt“ (er hat eine Dusche [= Sturzbad] bekommen).

„Der löst d' Flügel hänga“ (er läßt die Flügel hängen).

„Dos is a Flüheng!“ (das heißt, er läßt die Flügel hängen).

„Der schaut aus wie da Hund in Winta“ (er sieht aus wie der Hund im Winter).

#### der T r i n k e r :

„Der sauft wie a Bürsch't'nbinda“, „wie a Louch“, wie a Dix“ (er trinkt wie ein Bürstenbinder, beziehungsweise wie ein Loch, wie ein Doh).

„Der hot üwa d' Schnur g'haut“ (er hat über die Schnur [das Maß] gehaut, mehr getrunken).

„Der mocht d' Nocht zan Tog“ (er macht die Nacht zum Tag, er ist lange im Gasthaus sitzengeblieben).

„Der mocht 's Wirtshaus za da Kira“ (er macht das Wirtshaus zur Kirche, das heißt, er blieb lieber im Gasthaus, anstatt zur Kirche zu gehen).

„Der hot z' tief is Glas g'shaut (guckt)“ (er hat zu tief ins Glas geschaut [geguckt]).

„Der hot heunt an Schaumma“, „Tiga“, „Doff'n“, „Käsa“ (er hat heute einen Schwamm, Tiger, Affen, Käser).

„Der is heut nit alloa“ (er ist heute nicht allein).

„Der siacht heut' doupp'lt“ (er sieht heute doppelt).

„Den hot da Darl ankengt“ (= angebellt), „biss'n“ (ihn hat der Dachshund angebellt, das heißt, er hat einen Schwips; ihn hat der Dachshund gebissen heißt, er hat einen Kausch).

„Der hot an Kausch wie a Haus“ (er hat einen großen Kausch).

„Dos is a b'souffene Mett'n (jedenfalls von dem Brauch, bis zu der um Mitternacht abgehaltenen Christmette zu trinken).

#### der U n b e h o l f e n e u n d U n g e s c h i c k t e :

„Der stellt si an wie da Floih zan Schwimma“ (er stellt sich an wie der Floh zum Schwimmen).

„Der stellt si za da Dawat wie 's Kind zan Dreiß“ (er stellt sich zu der Arbeit wie das Kind zum Unrat).

„Der kimmt doher wie a recht's Trumpslou“ (er kommt daher wie ein rechtes Trumpsloch).

#### der U n b e l i e b t e :

„Den kraht loa Hahn nit no!“ (Dem kräht kein Hahn nicht nach!)

„Der g'hört durt'n hi, wou da Pfeiffa woxt“ (er gehört dorthin, wo der Pfeffer wächst).

„Den sull da Teuf'l huln“, „in da Lust z'reiß'n“ (ihn soll der Teufel holen, beziehungsweise in der Lust zerreißen).

„Der sull si hoam geigna loss'n“ (er soll sich heimgeigen lassen).

„Um den geht's zui wie in Winta um d' Strohhüat“, „wie in Summa um d' Botsch'n (um den geht es zu wie im Winter um die Strohhüte, beziehungsweise im Sommer um die Batschen).

#### der U n f ä h i g e :

„Der reizt da Kox a loan Schwoaf nit aus“ (er reizt der Kaxe auch den Schwanz nicht aus).

„Der mocht 's Kraut a nit fett.“

#### das U n m ö g l i c h e :

„Aus dera Birn wird sei Lejto loa Klejn nit“ (aus dieser Birne wird sein Lebtag keine Klöße oder gedörrte Birne).

„Mit jede Birn, die ma hob'n möcht, daglengt ma“ (nicht jede Birne, die man haben möchte, erreicht man).

„Mit gnoglti Schuuh kann ma nit stad geh“ (mit genagelten Schuhen kann man nicht ruhig gehen).

#### der U n r u h i g e :

„Dos is a rechta Rutschipeter“, „Rutschibutsch“, „Fluribusch“.

#### der U n v e r n ü n f t i g e :

„Der maht 's Groamat vor 'n Heu (er mäht das Grummet vor dem Heu).

„Den is a Schrauf rougl worn in Koupf“ (dem ist eine Schraube locker geworden im Kopf).

„Der hot a Radl z'viel in Koupf“ (er hat ein Rädchen zuviel im Kopf).

„Den is a Radl davong'rennt“ (er hat ein Rad zu wenig).

#### der B e r d r o s s e n e :

„Der schaut drei wie da Piffima“ (er schaut drein wie der Piffiebner).

„Der schaut drei, wia wann eahm d'Hendl'n 's Brot g'stuhln hätt'n“ (er schaut drein, wie wenn ihm die Hühner das Brot gestohlen hätten).

„Der geht um wia a wiafligs Schouf“ (er geht um wie ein drehkrankes Schaf).

#### der B e r d u k t e :

„Der schaut drei wia d' Koz, wann 's dunnet“ (er schaut drein wie die Kage, wenn es donnert).

„Der schaut drei wia 's Kou i da Kei“ (er schaut drein wie das Koch [Mus] in der Pfanne).

#### der B e r s c h w e n d e r :

„Der kunnt a nou sei Haus hob'n, wann er ender g'wißt hätt', daß 's Wossa a in Durst lösch“ (er könnte auch noch sein Haus haben, wenn er früher gewußt hätte, daß das Wasser auch den Durst lösch).

„Der hot ban Fohrn auf d' hintern Radln vagejss'n“ (er hat beim Fahren auf die hinteren Räder vergessen).

„Der is ollwal ohni Schleifa g'fohn“ (er ist immer ohne Schleife gefahren).

„Der is va die Fejdan aufs Stroh fejmma“ (er ist von den Federn aufs Stroh gekommen).

#### der B e r w u n d e r t e :

„Der schaut wia d' Kuh auf 's neichi Tor“, „wia da Dix am Beri“, „wia 's Schouf um zwölafi“ (er schaut wie die Kuh auf das neue Tor, beziehungsweise wie der Dachs am Berg, wie das Schaf um zwölf Uhr).

#### der B o r s i c h t i g e :

„Wer an Huit kauft, proubiert 'n zerscht“ (wer einen Hut kauft, probiert ihn zuerst).

„Austreib'n muß ma, wann da Holda bloßt“ (Austreiben muß man, wenn der Halter bläst.)

„Der drückt sie wia d' Koz um in hoazn Brei“ (er drückt sich wie die Kage um den heißen Brei).

„Zerscht maht ma 's Heu und nocha erscht 's Groamat“ (zuerst mäht man das Heu und dann erst das Grummet).

„Zerscht muß 's oldi Stroih van Boud'n owa.“ (Zuerst muß das alte Stroh vom Boden herab.)

„Wann ma da Nos'n nogeht, geht da Hintern nit irr.“ (Wenn man der Nase nachgeht, kann der Hinterteil nicht irgehen.)

„Zekt war der Koli zan Löschn.“ (Zekt wäre der Kalk zum Löschen.)

#### der Z e r s t r e u t e :

„Der suicht in gestringa Tog“ (er sucht den gestrigen Tag).

„Der suicht in Schimm'l und reit't drauf“ (er sucht den Schimmel und reitet darauf).

#### der Z w i s c h e n t r ä g e r :

„Der trogt auf olli zwoa Dyl'n“ (er trägt auf beiden Achseln).

„Dos is a Dyltroga“ (er ist ein Achselträger).

„Der is a Schnidl auf jede Supp'n“ (er ist ein Schnittlauch auf jede Suppe).

#### der h ä u s l i c h e Z w i s t :

„In jeder Kira wird g'sunga“, „prejdingt“. (In jeder Kirche wird gesungen, beziehungsweise gepredigt.)

## Die Sage vom goldenen Tisch.

Nach einer Erzählung alter Großauer Familien zusammengestellt  
von Dr. Joseph Krinninger, Großau.

Versteckt in tiefer Waldeseinsamkeit, am Kamme zwischen Hafnerbach und Grundelbach, umschließen die Reste einiger Wallgräben einen kleinen, ebenen Platz. Es ist die Stelle, auf der einst die seit Jahrhunderten verödete Burg Großau stand und die daher heute noch „Deden Großau“ heißt.

Inmitten des ebenen Platzes erhebt sich ein scheinbar künstlich aufgeschütteter kleiner Hügel. Unter diesem soll sich, sorgsam verborgen, der Eingang zu den Kellern der alten Burg befinden. Dort steht in einem großen Gewölbe ein riesiger Tisch aus purem Golde. Er ist bedeckt von silbernen und goldenen Geschmeiden,

Haus- und Tafelgeräten, Waffen und Rüstungsstücken, Zaumzeug und Sporen, alle aus edelstem Stoff in kunstvoller Weise gefertigt.

Auch ein goldbeschlagener Schrein steht auf dem Tisch, angefüllt mit einer Unzahl herrlich geschliffener, ungefaceter Edelsteine. An den Wänden des großen Gemaches stehen riesige Fässer voll edelsten Weines. Wohl sind im Laufe der Jahrhunderte die hölzernen Faßdauben zerfallen, aber um den alten Wein hat sich eine dicke Haut gebildet, so daß er nicht austrinnen konnte und noch heute den mit seinem köstlichen Raß erquicken kann, der als Erster in den Keller eindringt.

Einst, als wilde Hussitenhorden unser Land verheerten, hatte der Großauer Ritter dort seine ganze Habe sorgsam verbergen lassen. Doch seine Burg wurde erstürmt und zerstört, er selbst fand den Tod, als er auf der Flucht mit seinem roten Rosse den Sprung vom hohen Felsen in die Thana wagte. Noch heute sieht man am steilen Felsen die roten Flecke, dort, wo einst die Hufe des Rosses abgesprungen waren.

Vor etlichen Jahrzehnten haben Bewohner des heutigen Dorfes Großau wohl schon versucht, den Zugang zu dem alten Keller und seinen Kostbarkeiten aufzugraben. Doch durch den Spott ungläubiger Zweifler ließen sie sich zu früh von der Weiterarbeit abbringen und so ruhen heute noch die Schätze ungehoben in den Kellern unter der alten Burg Großau.

## Johann Georg Grasel und seine Kameraden.

Von Dr. Robert Bartsch, ord. Universitätsprofessor.

Zweite vermehrte Drucklegung.

Die erste Auflage erschien 1924 in der Sammlung merkwürdiger Straffälle: Aus dem Archiv des Grauen Hauses.

(6. Fortsetzung.)

„Ich habe, als Grasel wiederkam, demselben getreulich die Lehre gegeben und er versprach mir, nicht mehr zu plaudern. Da ich vorgab, mehrere Nächte nicht geschlafen zu haben, mithin — um noch in derselben Nacht weiterzufahren, weil es um Horn herum nicht sicher wäre und Grasel selbst auf baldiger Abfahrt bestand — einen schwarzen Kaffee trinken zu wollen, so gab ich der Penkhart den schon zu diesem Zwecke in Znaim gekauften Kaffee, steckte ihr aber die bereits von Brünn mitgenommene Dosis Opium zu, um solches Grasel in den Kaffee zu geben“.

Als Mayer, der sich Michel nannte, die ersten Anzeichen von Schlaftrunkenheit bei Grasel zu bemerken glaubte, drängte er auf Abfahrt. Beim Aufsteigen empfahl er Grasel, der mit der Doppelpistole und einem Stilett bewaffnet war, die Waffen wegzulegen und sie, wie das auch Mayer tat, in die Truhe unter den Sitz zu legen, denn — sagte Mayer — eine solche Bewaffnung sei zu auffallend, während er als Kaufmann überall leicht durchkomme. Grasel folgte dem Rat, gab Pistole und Dolch — so glaubte wenigstens Mayer zu sehen — in das Bündel, in das er die Kleider seiner Geliebten gepackt hatte, und warf das Bündel in den Wagenraum hinter den Sitz.

Als Mayer die Straße gegen Mörtersdorf einschlug, fiel dies Grasel auf; die Straße gegen Mähren ging ja in die entgegengesetzte Richtung. Mayer beruhigte ihn mit der Aufklärung, er wolle einen seiner Diebsgenossen auffuchen.

Mayer fuhr sehr langsam über Mold, er wollte den Eintritt der Wirkung des Opiums abwarten. Allein der Trunk wirkte so gut wie gar nicht, kaum daß Grasel ein wenig betäubt wurde. Das brachte Mayers ganzen Plan wieder ins wanken, der ja hauptsächlich auf die Wirkung des Opiums aufgebaut war. Grasel hatte, als sie lange nach Mitternacht vor Mörtersdorf kamen, bereits zwei Stunden den Trank im Leibe und machte noch immer keine Miene einzuschlafen. Mayer war darüber sehr betroffen. Er fürchtete nicht mit Unrecht von Grasels Entschlossenheit das Schlimmste. Er hielt darum das Fuhrwerk vor dem Dorfe an, stieg ab, gab Grasel die Zügel, hieß ihn mit der Penkhart seine Rückkehr erwarten, und ging in den Ort, um sich mit Schopf über die neue Lage der Dinge zu bespre-

den. Grasel gegenüber schückte er eine Ausrede vor. Nach Grasels Erzählung sagte er, er wolle vorausgehen seinen Knecht holen. Die Lage war für Mayer sehr kritisch, und es blieb ihm nur die Hoffnung, der allzeit findige Justiziar von Drossendorf, der ja längst in Mörtersdorf sein mußte, werde einen Ausweg aus der Schwierigkeit finden.

Allein Mayer sah sich in seiner Hoffnung betrogen, von Schopf war nichts zu entdecken. Statt mit einem Wagen auf der Straße zu warten, war Schopf, wie wir wissen, im Gehöft des Dorfrichters eingekehrt, der ausgestellte Knecht erwartete einen Wagen, der Mayer und Grasel bringen sollte, aber den zu Fuß gehenden Mayer erkannte er in der Dunkelheit nicht, und auch dieser bemerkte den Knecht nicht. Mayer wandte sich zum Wirtshaus, dieses war finster und versperrt. Nun wurde ihm bange, alles schien sich verschworen zu haben, um sein Unternehmen zu vereiteln. Zuerst die mehrstündige Verspätung, dann das Mißlingen der Bestäubung, nun die Unauffindbarkeit des Justizverwalters und die Unmöglichkeit, bei anderen Hilfe zu finden, ohne Lärm zu schlagen. Und draußen vor dem Dorf saß auf seinem Wagen, wach und vielleicht schon mißtrauisch, der Schrecken des österreichischen Landvolks, im Besitz von Waffen, dem es gewiß nicht auf ein paar Lot Pulver und Blei ankam, wenn es sich darum handelte, Leben und Freiheit gegen einen Verräter zu verteidigen. Mayer war, wie er selbst später berichtete, in größter Angst, als er einsam in dem schweigenden und schlafenden Dorf umherirrte.

Da sah er aus einem Fenster einen schwachen Lichtschein; er trat hinzu und sah in ein kleines Schenckzimmer, in dem eine Anzahl von Bauern mit zwei beurlaubten Kanonieren beim Kartenspiel saßen. Mayer klopfte leise ans Fenster. Als der Wirt heraustrat, sagte er ihm hastig: „Ich bin ein Vertrauter von der Brünner Polizei, ich habe den Grasel auf einem Wagen und werde gleich mit ihm da sein. Ihr und Eure Gäste müssen mithelfen ihn binden; weigert Ihr Euch und haltet Ihr mit dem Grasel, so kann Euch das Euer Haus kosten.“

Der Wirt, tieferschrocken, sagte zu. Die Gäste wurden ins Vertrauen gezogen, auch sie waren bereit. Rasch wurde der Plan verabredet, die Mehrzahl der Gäste versteckte sich in einer Nebenkammer, weil man fürchtete, Grasel werde sich weigern, ein Zimmer zu betreten, in dem so viele Menschen seien. Nur zwei Personen blieben im Zimmer. Sobald Grasel das Zimmer betreten habe, werde Mayer das Stichwort sprechen: „Herr Wirt, haben Sie kein Zimmer?“ Darauf sollten die Leute aus der Kammer treten, alles überraschend sich auf Grasel stürzen und ihn fesseln.

Nun ging Mayer vor das Dorf zu dem Wagen. Grasel war indessen bei dem langen Ausbleiben Mayers unruhig geworden; die Penkhart hatte große Mühe, ihn zu beruhigen und ihn zu hindern, vom Wagen zu steigen, indem sie sagte, Michel werde sogleich kommen, er scheine überhaupt sehr vorsichtig zu sein. Nun kam Mayer und berichtete, er habe ein Gasthaus gefunden und dort ein Zimmer bestellt; im Ort drohe keine Gefahr. Dann fuhr er in die Ortschaft vor die Schenke. Mayer lenkte das Gespann durch das offene Hoftor, stieg ab und verschloß sofort das Tor. Mit der Bemerkung, es werde schon jemand kommen die Pferde ausspannen, lud er Grasel ein, in die Stube einzutreten. Hinter den beiden Männern ging die Penkhart.

Im Gastzimmer war außer dem Wirt nur ein Kanonier anwesend. Es war ein Uhr nachts vorüber. Mayer sprach die Stichworte, aber es rührte sich nichts, niemand hatte den Mut, den Gefürchteten, der da leibhaftig vor ihnen stand, anzugreifen. Mayer wiederholte die Worte; wieder nichts. Er trat zur Kammerthür, öffnete sie etwas und flüsterte: „So kommt doch heraus!“ Dann wandte er sich zur Penkhart und machte ihr ein Zeichen, worauf diese zur Tür hinausging, um die auf dem Wagen mitgebrachten Stricke zu holen.

Grasel, der seinen Mantel auf den Tisch gelegt hatte, war währenddessen in der Stube auf- und abgegangen. Mayer hatte ihn ängstlich beobachtet. Auf einmal ging er zur Tür. Vielleicht hatte er Verdacht geschöpft, er sagte, er wolle seine Sachen holen — alles war das Werk weniger Augenblicke — Mayer hatte

keine Zeit zu überlegen, er sprang seinem Opfer, das ihm noch im letzten Augenblick zu entkommen drohte, nach, faßte Grasel von hinten am Kragen und warf den Ueberraschten mit aller Gewalt nieder. Grasel strauchelte und fiel zu Boden. Nun war der Bann gebrochen; der Kanonier Bollmost sprang herzu und hielt Grasel an den Beinen fest und auf das Geschrei der beiden kamen auch die Leute aus der Kammer und beteiligten sich an der Ueberwältigung des Verbrechers, der sich mit aller Kraft wehrte. Plötzlich zog Grasel, dem es gelungen war, eine Hand frei zu bekommen, ein Stilett aus dem Ärmel und versuchte damit nach Mayer zu stechen. Allein dieser hielt ihn am Handgelenk fest und verhinderte, daß Grasel sich oder einen seiner Gegner beschädigte. Später, bei der Untersuchung von Grasels Bündel, zeigte es sich, daß Grasel dorthin die Pistole, nicht aber auch, wie er Mayer gesagt hatte, den Dolch gelegt hatte. Grasel hatte den Dolch, wie er zwei Tage später vor Gericht sagte, um Fleisch zu schneiden, ohne daß Mayer es gesehen hatte, wieder aus dem Bündel genommen und ihn in die Hosentasche gesteckt. Er sagte, das Stilett sei bei der Balgerei aus der Hosentasche gefallen, er habe es wieder einstecken wollen, allein man habe es ihm sogleich weggenommen.

Als Schopfs Knecht den Wagen rollen hörte, verständigte er die beim Richter sitzenden Herren. Sie gingen sofort auf die Straße, wo ihnen bereits der Schenkwirt entgegenkam und in Hast berichtete, in seine Stube sei ein Fremder mit Grasel gekommen.

Schopf eilte mit dem Horner Wirtschaftsdirektor zur Schenke, aus der der Lärm in die nächtlich stille Dorfstraße drang. Als sie das Zimmer betraten, wogte noch der Kampf. Mit übermenschlicher Kraft versuchte Grasel noch einmal aufzuspringen, allein die Uebermacht seiner Gegner war zu groß und Grasel wurde an Händen und Füßen gebunden.

Nun wurde der gefesselte Räuber auf demselben Wagen, auf dem er gekommen war, und unter dem Geleite der jetzt mutig gewordenen Bauern nach Horn ins Amt gebracht. Dort übernahm ihn der Gefangenwärter und schloß den gefährlichen Räuber, von dem man einen Ausbruchversuch fürchtete, in schwere Eisenketten. Das bei Grasel gefundene Geld, etwa 130 fl., verteilte Mayer an seine Helfer. 70 fl. gab er dem Kanonier Bollmost, 20 fl. Schopfs Knecht, den Rest den Mörtersdorfer Bauern. Mit Recht hat die niederösterreichische Regierung diese „Beuteverteilung“ später als „unschädlich“ bezeichnet<sup>324</sup>). Grasel hat allerdings einige Tage später behauptet, weit mehr Geld, nämlich 760 fl., in einer rotledernen Briestafche bei sich gehabt zu haben.

Noch hatten aber die zwei Männer, die Grasel zustandegebracht hatten, nicht Zeit, zu rasten.

Zunächst schrieb Mayer durch Schopfs Hand zwei Briefe. In dem einen teilte er Grasels Verhaftung dem Polizeidirektor Olacz mit und ersuchte ihn, sofort die Hamberger in Klobouk zu verhaften, was auch im Laufe des 20. noch vollzogen wurde. Den andern mit der Meldung der glücklich zustandegebrachten Verhaftung schrieb er voll Stolz an den Minister in Wien<sup>325</sup>). Dann machte Schopf sich mit Horner Sicherheitsorganen auf, um noch in der Nacht, bevor Grasels Ergreifung bekannt wurde, die Bewohner der Abdeckerei zu verhaften. So wurden Ehgartner, Fichtner, dessen Schwester Anna Gall und die kleine Toni Hamberger eingezogen. Auch der Halter Michel Horrauer wurde verhaftet.

Am folgenden Morgen um 8 Uhr bereits ging der Transport von Horn ab. In Stockerau wurde übernachtet und am 21. mittags traf der gefürchtete Grasel in Wien ein. Was in Grasels Brust vorging, als er gefesselt tagelang mit dem Manne fuhr, den er für seinen Retter und besten Freund gehalten hatte und der sein Vertrauen so schändlich getäuscht hatte, ist uns nicht überliefert. Grasels Erzählung über seine Verhaftung, die er zwei Tage später dem Untersuchungs-

<sup>324</sup>) Polizeiakten 1815.

<sup>325</sup>) Das Original lag in den Polizeiakten.

richter gab<sup>326</sup>), ist streng sachlich. Sie stimmt mit dem Berichte Mayers fast völlig überein. Grasel behauptet, er hätte beim Betreten der Wirtsstube in Mörtersdorf bereits gewußt, daß er verraten sei, weil er Soldaten sah.

Eine Ueberlieferung weiß zu berichten, daß Grasel, als ihn bei der Laborlinie Neugierige umdrängten, sich aus dem Strohlager erhoben und gerufen habe: „Habt ihr nichts Gescheiteres zu tun, als einen unglücklichen Menschen anzugaffen<sup>327</sup>)?“

Als Grasel um die Mittagszeit mit einer starken Militäreskorte in die Stadt gebracht wurde, war der Hohe Markt, auf dem sich das Kriminalgericht (die „Schranne“)<sup>328</sup>) befand, — es war in dem heute noch bestehenden Hause an der Ecke der Tuchlauben — mit Marktleuten gefüllt. Um Aufsehen zu vermeiden, wurde Grasel zunächst in das Polizeigefängnis auf dem Salzgries<sup>329</sup>) gebracht. Ein Augenzeuge der Ankunft Grasels berichtet uns, daß dieser dergestalt an Händen und Füßen gebunden war, daß er vom Wagen gehoben werden<sup>330</sup>) mußte. In der Nacht wurde er in das Kriminalgericht geführt<sup>331</sup>).

Die Nachricht von der Einlieferung Grasels verbreitete sich rasch in der Stadt. Abends war sie das allgemeine Gespräch; in Privatgesellschaften, Gasthäusern und Theatern erzählte man sich die Neuigkeit, die auch die Wiener von einer lähmenden Furcht befreite<sup>332</sup>).

Noch am 21. hatte der Minister dem Hof Bericht erstattet. Kaiser Franz war auf Reisen, sein Bruder Erzherzog Rainer, der ihn vertrat, wünschte einen ausführlicheren Bericht<sup>333</sup>). Ein solcher wurde mit Mayer im Ministerium vom Hofrat Braulik aufgenommen und am 22. mit einem Vortrage, der Auszeichnungs- und Belohnungsanträge enthielt, dem Kaiser nachgesendet.

In diesem Vortrage erbat der Minister mit außerordentlich warmen Worten für Mayer die volle ausgesetzte Belohnung von 4000 Gulden und außerdem die von Mayer sehnlichst gewünschte silberne Zivilverdienstmedaille. „Für diese Gnade,“ hatte Okacz dem Minister geschrieben, „geht er für Eure Exzellenz ins Wasser“. Der Minister beantragte beim Kaiser weiter eine Belohnung für die Penkhart und eine Reihe von Auszeichnungen für die beteiligten Beamten<sup>334</sup>).

Die kaiserliche Entschliebung ist von Venedig, 10. Dezember 1815, datiert. Sie lautet:

„In Ansehung der für die Einlieferung des Grasel in der Kundmachung vom 6. November 1815 zugesicherten Belohnung von 4000 Gulden überlasse Ich Ihnen hiernach Ihr Amt zu handeln und gestatte, daß der Penkhart die ihr von Mayer zugesagten 400 fl. W. W. aus der Wiener Polizeikassa, aus welcher auch die Belohnung von 4000 fl. zu bestreiten ist, verabsolgt werden.

Dem Drosendorfer Justizverwalter Schopf verleihe Ich in Rücksicht seiner angerühmten Verwendung die mittlere Zivilverdienstmedaille mit Deyhl und Band, wegen deren Ueberkommung Sie sich an Meinen Kammerzahlmeister von Mayer zu wenden haben.

<sup>326</sup>) B.-P. 5 f.

<sup>327</sup>) Breier, „Die beiden Grasel“, 2, 282.

<sup>328</sup>) Ueber die Schranne siehe Risch, „Die alten Straßen und Plätze von Wien“, 37 f., Tartaruga, „Der Wiener Pitaval“, 26 f. Das Gerichtshaus stand seit dem Jahre 1440 an dieser Stelle. Die Gestalt, die es zu Grasels Zeit hatte, stammte aus dem Jahre 1785, die heutige Gestalt erhielt es in den fünfziger Jahren des 19. Jahrhunderts.

<sup>329</sup>) Ein früheres Karmeliterkloster. Risch a. a. O. 592.

<sup>330</sup>) Berth's Tagebuch 21. November 1815 (29. Bd., S. 156).

<sup>331</sup>) Polizeiakten 1815.

<sup>332</sup>) Rosenbaums Tagebuch zum 21. November 1815. Die Wiener erzählten sich auch Einzelheiten der Verhaftungsgeschichte. So im allgemeinen richtig, wenn auch mit romanhaften Ausschmückungen Berth im Tagebuch unter dem 23. November 1815 (29, 157 ff).

<sup>333</sup>) Polizeiakten 1815.

<sup>334</sup>) Blatt 99 in den Polizeiakten 1815.

Dem Kremser Kreishauptmann Baron Stiebar und dem Brüner Polizeidirektor von Okacz haben Sie für ihre zweckmäßige Mitwirkung in dieser Sache Mein Wohlgefallen erkennen zu geben<sup>335)</sup>."

Merkwürdig ist in dieser Entschliebung, daß in ihr eine Anerkennung, ja auch nur eine Nennung Mayers sichtlich vermieden wird. Man geht wohl nicht fehl, wenn man annimmt, daß dem Kaiser, so erfreulich Mayers Erfolg war, doch die Mittel wenig zusagten, mit denen dieser Erfolg erzielt worden war.

Der Minister ließ Mayer nebst dem Ersatz seiner Auslagen, die nach einer sehr summarischen Aufstellung Mayers 2509 fl. betragen, die vollen 4000 fl. zukommen, ebenso der Penkhart die vom Kaiser bewilligten 400 fl. Außerdem erhielten, einer Anregung Stiebars folgend, die an der Gefangennehmung Grafels beteiligten Soldaten und Mörtersdorfer Bauern Geldgeschenke. Der Kanonier Bollmoß, der bereits von Mayer 70 fl. erhalten hatte, bekam noch 130 fl., vier andere Helfer je 30 fl.<sup>336)</sup>.

## VIII.

### Die Kriminaluntersuchung

(November 1815 bis Oktober 1816)

Der Prozeß, in dem Grafel und seine Kameraden und Helfer abgeurteilt wurden — er war für Zivilpersonen im zweiten Abschnitt des Strafgesetzes über Verbrechen von 1803<sup>337)</sup>, für Militärpersonen in der Theresianischen Weinlichen Gerichtsordnung von 1768 geregelt<sup>338)</sup> — unterschied sich ganz wesentlich von dem heute in allen europäischen Staaten geltenden Strafprozeß, dessen Grundzüge wohl als bekannt vorausgesetzt werden dürfen.

Der heutige Strafprozeß ist ein Verfahren zwischen zwei Parteien, dem Ankläger und dem Angeklagten. Dem Angeklagten kann ein Verteidiger zur Seite stehen, in schweren Fällen muß er sogar einen solchen haben. Die Anklage zu erheben ist in der Regel Aufgabe einer eigenen Behörde, der Staatsanwaltschaft. Ohne Anklage gibt es keinen Prozeß; an der Wahrheitsermittlung beteiligen sich außer dem Gericht auch Staatsanwaltschaft und Verteidigung. Sie können Beweise beantragen, Fragen an Zeugen stellen usw. Der alte Prozeß kannte keine Parteien. Das Gericht untersuchte aus eigenem Antrieb den Sachverhalt, es gab keinen Ankläger, auch keinen Verteidiger (§ 337). Der Beschuldigte selbst — Inquisit genannt — war nicht eine mit Rechten ausgestattete Partei, sondern ein rechtloses Objekt der Untersuchung. Die Aufgaben der Wahrheitsermittlung, die heute auf drei Organe, Gericht, Ankläger und Verteidiger, verteilt sind, waren in einer einzigen Hand, in der des Inquirenten, vereinigt.

Ein weiterer Hauptunterschied gegen heute liegt in der Art, wie das urteilende Gericht zur Kenntnis der maßgebenden Tatsachen gelangte. Heute geschieht dies in der Hauptverhandlung, einer mündlichen Verhandlung in Gegenwart beider Parteien, die regelmäßig öffentlich zugänglich ist. In dieser wird die Anklage

<sup>335)</sup> Blatt 153 ebenda.

<sup>336)</sup> Die Rechnungslegung Mayers besteht darin, daß er angibt, außer den erhaltenen Vorschüssen von 2079 fl. und den dem Grafel abgenommenen 130 fl. noch 300 fl. aus eigenem ausgegeben zu haben. Er hätte, um nicht Verdacht zu erregen, keine Aufschreibungen machen können. Er rechnet 8 fl. täglich für Verpflegung, während Schopf nur 5 fl. Diäten begehrt. Grafel hat nach seiner eigenen Angabe bei der Verhaftung 760 fl. bei sich gehabt (B.-P. 49). Der Minister benahm sich vornehm. Er sah von jeder Detaillierung und Belegung von Mayers Ausgaben ab und wies Okacz an, Mayer die von ihm aus eigenem ausgelegten 300 fl. zu ersetzen. Die Rechnung auf Grund einer von mir nach den Polizeiakten von 1815 und 1816 gemachten Aufstellung ist bei Hruščka 124 ff. abgedruckt.

<sup>337)</sup> Kaiserliches Patent vom 3. September 1803, Justizgesetzsammlung Nr. 626.

<sup>338)</sup> Eine kurze Darstellung des Theresianischen Militärstrafprozesses gibt Lelewer im Anhang zu Brügel, „Der weiße Schrecken“.

vorgetragen, der Angeklagte verhört, hier werden die Beweise für und wider vorgelegt, hier werden Zeugen und Sachverständige vernommen, Augenscheinsgegenstände besichtigt usw., hier wird schließlich die Sach- und Rechtslage in zusammenhängenden Parteivorträgen (Plaidoyers) erörtert. Die vorangehende Voruntersuchung hat nur Vorbereitungs-zweck, sie liefert das Material für die Anklage und sichert durch die Sichtung und Vorprüfung der Beweismittel die Vollständigkeit und den glatten Verlauf der entscheidenden Hauptverhandlung.

Ganz anders im sogenannten Inquisitionsprozeß. Eine Hauptverhandlung gab es nicht, und wo es dergleichen gab, wie im Militärprozeß, war es eine Zeremonie ohne Inhalt, nichts als eine mit besonderen Feierlichkeiten umgebene Publikation des Urteils. Die Grundlage für dieses Urteil bildeten aber die Untersuchungsakten. In dieser Untersuchung wurde der Inquisit verhört, wurden die Beweise aufgenommen. Die einzelnen Akte der Untersuchung waren aber nicht nur für das Publikum unzugänglich, auch der Inquisit war bei den Beweiserhebungen nicht zugegen. Die Zeugen z. B. wurden in seiner Abwesenheit verhört<sup>339</sup>), ihre Aussagen protokolliert und dieses Protokoll dem Inquisiten in Abwesenheit der Zeugen vorgehalten (§ 353). War die Untersuchung beendet, dann verfaßte der Inquirent einen schriftlichen Auszug aus den Akten, das Referat, und stellte einen begründeten Urteilsantrag (§ 425). Das urteilende Gericht, das bei Verbrechen stets aus wenigstens fünf Mitgliedern bestand (§ 418), sah und hörte weder den Beschuldigten noch die Zeugen oder Sachverständigen, es hatte nichts vor sich als die Protokolle der Untersuchung und den Vortrag des Referenten.

Ein dritter wesentlicher Unterschied betrifft die Beweisfrage. Heute ist für die Frage, ob eine Tatsache erwiesen ist oder nicht, ausschließlich die freie Ueberzeugung des urteilenden Gerichtes entscheidend. Haben alle Richter, oder wenigstens zwei Drittel von ihnen, die Ueberzeugung von der Schuld des Angeklagten auf Grund der Hauptverhandlung gewonnen, so verurteilen sie, andernfalls müssen sie freisprechen.

Im Inquisitionsprozeß waren für die Beurteilung der Beweismittel gesetzliche Regeln, nicht die Ueberzeugung der Richter maßgebend (§ 396). Zum Beweis einer Tatsache durch Zeugen gehörte z. B. die übereinstimmende, eidliche Aussage von zwei Zeugen (§§ 404, 409). Ein Zeuge genügte in der Regel nicht. Ob ein Zeuge zu beeiden war, hing auch nicht von der Ansicht der Richter, sondern von gesetzlichen Regeln ab. Es war genau bestimmt, welche Zeugen nicht zu beeidigen waren (§ 384). Um zu verhindern, daß Unschuldige wegen Zutreffens der gesetzlichen Beweiserfordernisse verurteilt wurden, mußten die gesetzlichen Beweisregeln sehr streng sein, besonders wenn auf Grund von bloßen Verdachtsgründen (Indizien) verurteilt werden sollte (§ 412). Die Folge davon war, daß täglich Leute, an deren Schuld niemand zweifelte, wegen Mangels an gesetzlichen Beweisen freigesprochen werden mußten. Allerdings belastete man solche weiterhin mit dem Verdacht, indem man keinen, sie rehabilitierenden Freispruch fällte, sondern sie bloß wegen Mangels an Beweisen („ab instantia“) losließ (§ 428). Die Furcht vor einem Justizmord führte zu einer anderen absonderlichen Vorschrift. Die Todesstrafe konnte nur dann ausgesprochen werden, wenn die todeswürdige Tat vom Inquisiten zugestanden oder durch Tatzeugen erwiesen war. Auf Grund von Indizien konnte sie nicht verhängt werden. Bei gelungenem Indizienbeweis mußte auf eine höchstens zwanzigjährige Freiheitsstrafe erkannt werden; es war also eine Prämie auf hartnäckiges Leugnen gesetzt (§ 430).

Da nun ein Beweis durch Tatzeugen bei Verbrechen selten möglich und ein Beweis durch Indizien schwer zu erbringen war, das Geständnis dagegen als volles Beweismittel galt (§§ 398 bis 402), war es ganz natürlich, daß der Inquirent den Haupterfolg seiner Tätigkeit in der Herbeiführung eines Geständnisses erblickte. Dieses herbeizuführen, standen ihm aber nicht bloß wie heute seelische Mittel, wie der Vorhalt der Aussagen von Zeugen und Komplizen, die Aufzeigung

<sup>339</sup>) Die Gegenüberstellung mit dem Beschuldigten findet nur in Ausnahmefällen statt. Paragrahe 387 ff.

von Widersprüchen und Unmöglichkeiten in den Angaben des Inquisiten, sondern auch Disziplinarstrafen wegen lügenhafter Angaben (besonders Stock- und Rutenschläge) zur Verfügung<sup>340</sup>). Die Anwendung der Folter zur Erzwingung von Geständnissen war zwar seit 1776 abgeschafft, aber die Anwendung der Ungehorsamsstrafen war schließlich in vielen Fällen nur eine andere Form der Tortur, die gleich dieser oft genug (wir haben es bei der jungen Barbara Berger gesehen) unwahre Geständnisse erpreßte.

Weil es an einer mündlichen Verhandlung fehlte und auf Grund von Akten geurteilt wurde, ist es auch erklärlich, daß kein gemeinsamer Prozeß für alle Beschuldigten geführt wurde. Die Untersuchung wurde für jeden, getrennt von den anderen durchgeführt, und sobald sie beendet war, wurde der Inquisit abgeurteilt. Die gesonderte Beurteilung war in gewissen Fällen sogar notwendig. So konnte z. B. ein Beweis gegen einen leugnenden Inquisiten durch Aussagen seiner Mitschuldigen im Laufe einer wider sie geführten Untersuchung nicht erbracht werden, wohl aber durch Aussagen bereits verurteilter Komplizen (§ 410). Die Ueberführung setzte in solchen Fällen die Beurteilung des Komplizen voraus.

Wenn es also so viele Untersuchungen gab, als Mitschuldige vorhanden waren, so hingen die einzelnen Untersuchungen doch eng zusammen. Vor allem die Notwendigkeit, zur Aufhellung von Widersprüchen Gegenüberstellungen (Konfrontationen) Mitschuldiger vorzunehmen, ließ es zweckmäßig erscheinen, zur besseren Zusammenfassung, zur leichteren Ueberführung der einzelnen und vor allem zur rascheren Abwicklung der Prozesse alle Untersuchungen bei einem einzigen Gericht zu vereinigen. Wir wissen, daß man dies in der Grafelschen Angelegenheit getan hat und daß die Wahl auf den Wiener Magistrat gefallen ist.

Als nun Grafel am 21. November 1815 in Wien eintraf, fand er hier schon eine Menge Mitschuldiger vor.

Zuerst waren im magistratischen Gerichtshaus die Häftlinge des Landgerichtes Sonnberg eingelangt: der alte Grafel, Johann Piringer und Franz Brunhauser, die seit dem Karfreitag 1814 in Haft waren, ferner Georg Dietl, der im Herbst 1814 bei Ehgartner eingezogen worden war, die erst am 8. Oktober verhaftete Therese Brunhauser und ihr alter Knecht Christian Mayer. Mit einer Begleitung von 48 Mann Militär, davon die Hälfte beritten, war dieser erste Transport am 9. Oktober eingelangt<sup>341</sup>).

Als fünfzehnten in der Reihe brachte David Mayer den Grafel. Ihm folgten binnen einer Woche noch weitere 18 Häftlinge.

Am 1. Dezember kam auch, von der Brünnener Polizeidirektion eingeliefert, die Kefel Hamberger. Olacz hatte sie bereits am 20. November in seine „besondere, ihr unmerkliche Verwahrung“ genommen. Ihre Einlieferung von Klobouk nach Brünn geschah ganz still, sie glaubte zu ihrem Liebhaber geführt zu werden und hielt den Polizeidirektor für einen Vertrauten Grafels. Wie Olacz am 24. an die Hofstelle berichtet, wurde sie in einem reinlichen Zimmer sehr gut gehalten, doch war sie von der Außenwelt völlig abgeschnitten, so daß sie von der Verhaftung Grafels, die auch in Brünn großes Aufsehen gemacht und große Befriedigung hervorgerufen hatte, nichts erfuhr<sup>342</sup>).

<sup>340</sup>) „Eine angemessene Strafe mit Streichen oder Fasten findet auch dann statt, wenn der Verhörte sich während des Verhörs boshaft auf eine ungehörige oder beleidigende Art betragt oder wenn er durch Angabe eines offenbar als falsch bewiesenen Umstandes die Untersuchung zu verzögern oder das Gericht irrezuführen gesucht hat, und des ihm dagegen vorgehaltenen klaren Beweises ungeachtet bei dem Lügen beharrt. In einem solchen Falle kann jedoch die Strafe nicht über zwanzig Streiche oder dreimaliges Fasten in einer Woche sich erstrecken.“ § 363.

<sup>341</sup>) Polizeiakten 1815. Die Einlieferungstage kennen wir aus dem „Verzeichnis der Mitverflochtenen“, das durch zahlreiche Stücke der Polizeiakten von 1815 und 1816 eine Ergänzung erfuh.

<sup>342</sup>) Polizeiakten 1815.

Nun brachte fast jeder Tag Gefangene nach Wien. Am 6. Dezember überstellte das Militärkommando Fährding und Paul Haidinger dem Magistrat<sup>343</sup>).

Nun waren schon 50 Komplizen eingeliefert. Aus Pest, Budweis und Tabor waren noch 20 Häftlinge zu erwarten, und Schopf allein wollte noch 50 schicken<sup>344</sup>). Der Magistrat wußte nicht, wie er diese Gesellschaft unterbringen sollte, im Stadtgericht auf dem Hohen Markt gab es nur 35 Inquiritenzellen. Man ließ darum eine Anzahl von Häftlingen im Polizeigesangenenhaus und brachte sie jedesmal zum Verhör auf das Stadtgericht. Ja, man verstand sich sogar dazu, einzelne Mitschuldige, die nicht an denselben Fakten beteiligt waren, in dieselbe Zelle zu geben. Die Oberste Justizstelle erließ darum auf Ansuchen des Magistrats eine Weisung an die Landgerichte, sie sollten vor Einlieferung weiterer Gefangener vorher beim Magistrat anfragen. Der Magistrat übernahm nur mehr Inquiriten, die er für besonders wichtig hielt<sup>345</sup>). Immerhin waren es noch 16 Personen.

Dazu gehörte Martin Gall, der an so vielen Einbrüchen Grafels beteiligt gewesen war. Er hatte sich freiwillig von der Bande im Frühling 1814 getrennt, wurde zuerst Herrschaftskutscher, dann Gerichtsdienener in Zwölfaxing bei Schwechat, südöstlich von Wien<sup>346</sup>). Dort wurde er am 8. Dezember 1815 am Marienfeiertage in der Kirche verhaftet.

Am 12. Jänner 1816 überstellte das 2. Artillerieregiment Ignaz Stangl, der dort schon gegen zwei Jahre in Untersuchung war. Im Februar wurde unter anderen vom Brünner Strafhaus Oblat gebracht, der dort eine einjährige Kerkerstrafe verbüßte, die ihm das Kriminalgericht Znaim wegen eines im Jahre 1812 begangenen Diebstahls diktiert hatte<sup>347</sup>).

Im Frühling 1816 kamen nur mehr wenige Nachzügler, für die um so leichter Platz war, als bereits eine Anzahl der Verhafteten als unschuldig entlassen worden war. Vor allem schickte das Militärgericht Leopold Zach<sup>348</sup>) und den Klampfererwastel am 3. April<sup>349</sup>), 14 Tage danach Ignaz Hamberger, der als Fourier zuletzt in Cremona brav gedient hatte und zu dessen Verhaftung am 5. März erst die Erhebungen über den Raub in Zettenreith geführt hatten<sup>350</sup>).

Im ganzen waren allmählich 66 Gefangene dem Magistrat zur Untersuchung übergeben worden. Die Zivilgefangenen hatte er auch abzuurteilen, bei den Militärpersonen hatte er nur die Untersuchung zu führen und dann die Akten zur Urteilsfällung dem Militärgericht zu übergeben<sup>351</sup>).

<sup>343</sup>) Haidinger war im September 1814 zu Finsternau als verdächtig gehalten und zu seinem Regiment nach Krems abgegeben worden. Erst später wurde seine Beteiligung an Grafels Verbrechen entdeckt und Haidinger verhaftet. Er versuchte, sich im Arrest zu erhängen. (Hofkriegsratsakte.)

<sup>344</sup>) So heißt es im Ratsprotokoll der Obersten Justizstelle vom 6. Dezember 1815. Nach den Polizeiakten sollten aus Drosendorf nur mehr zehn Häftlinge kommen.

<sup>345</sup>) Polizeiakten 1815 und Oberste Justizstelle 6. Dezember 1815.

<sup>346</sup>) Polizeiakten 1815 und 1816. Sein letzter Einbruch ist vom 29. Mai 1814 (siehe oben Nr. 153). Die Oberste Justizstelle hat später aus Anlaß der Begnadigung Galls behauptet, er hätte sich schon im Jahre 1813 von Grafel getrennt.

<sup>347</sup>) Oberste Justizstelle 7619/1817 und Polizeiakten 1816.

<sup>348</sup>) Zach war nach seiner Verhaftung in Zlabings im Februar 1814 zu seinem Regiment gekommen. Im März 1816 wurde er auf Veranlassung des Wiener Magistrats beim Regiment in Wien verhaftet. (Nach den Akten des Hofkriegsrates.)

<sup>349</sup>) Wann Wastel verhaftet wurde, wissen wir nicht. Am 17. März wurde er vom Regiment eingeliefert. (Polizeiakten 1816.)

<sup>350</sup>) Hofkriegsratsakt H 89/1818.

<sup>351</sup>) Oberste Justizstelle H 6850/1818.

(Fortsetzung folgt.)

# Bücher- und Zeitschriftenecke.

## Heimatkunde:

**Wege zur Kulturheimat.** Von Bernard Högrefe. 1932, 112 Seiten, gebestet. Adolf-Klein-Verlag, Leipzig S 3. Preis RM 3.50.

Das Buch will der Heimatkunde neue Bahnen weisen, will Führer sein zur „Kulturheimat“. Der Beitrag „Kulturheimat“ in unserer heutigen Folge bringt im wesentlichen den Gedankengang über diesen neuen Begriff. Das Buch enthält eine Fülle daraus sich ergebender Lehren und Anregungen. Jeder, der um die Zukunft unserer deutschen Heimat besorgt ist, ihr dienen und sie gewahrt wissen will, wird es beachten müssen.

**Vollstämmliche Benennungen für Tiere, Pflanzen sowie unbesiedelte Naturgebiete und Erscheinungen aus Südmähren und Nachbargebieten.** Von Dr. Ludwig Wieder, Verlag F. Bornemann in Znaim.

Der Arzt Dr. Ludwig Wieder, der seine freien Stunden der Volks- und Heimatkunde zuwendet, hat hier eine Fülle von altem echten Volksgut gesammelt und — gerettet, denn viel davon hört man beim jüngeren Geschlecht nicht mehr. Wie viele seit meiner Kindheit verschollene Ausdrücke und Namen tauchten beim Lesen dieser Schrift wieder lebendig vor mir auf! Es sind ja auch nicht bloß trockene Namen aufgezählt, es ist manches poetische Volkstümliche hinzugefügt, was die Freude an der Lektüre sehr erhöht. Im Stil, in der Mundartschreibung und auch in der Anordnung des Stoffes bleibt vielleicht manches zu wünschen übrig. Nicht immer kann man sicher erkennen, welcher Ausdruck der vollstümliche ist. Aber man muß schon eine gewisse Formlosigkeit und manche bedenkliche Deutungen dem Arzte, dessen Beruf ja nur zerrissene Fäden Zeit, keine ruhige Muße zu wissenschaftlicher Arbeit übrig läßt, zugute halten. Der innere Wert des Büchleins wird durch solche Neuheiten nicht sonderlich gestört. Die Hauptsache ist, daß solche aus Liebe und Eifer für die Heimat herausgewachsene Sammlungen schönes und schönsten Alt Sprachgut unserer Volksmundart aufzeichnen und festhalten. Dr. Wieders Sammlung ist natürlich nicht vollständig, sie „soll nur eine Anregung zum Weitersammeln sein“. Möge dem Wunsche des Verfassers von vielen Seiten entsprochen werden! Die Kunst der Wissenschaftler aber möge solche Arbeiten „nicht-zünftiger“, aber von der heiligen Liebe erfüllter Sammler nicht kritisieren, sondern als wertvolles Rohmaterial zu feinerer Bearbeitung benutzen!

Dr. Karl Bacher.

## Heimatkunst und anderes.

**Die Wirtin zum goldenen Hirschen.** Erzählung von Richard Plattensteiner. Verlag Heinrich Minden, Dresden, 101 Seiten, gebestet RM 1.—.

Richard Plattensteiner, dieser so überaus liebenswerte und feinsinnige Volksdichter — bei ihm ist dieser Name ein wirklich verdienter Ehrenname — zeichnet hier das Hohelied einer Mutter, oder besser den Marterweg einer Frau, die still und geduldig ihr Leben stückweise opferte: dem genießerischen Mann, den selbstsüchtigen Kindern und die ohne Dank aus dieser Welt ging, die ja immer nur um Geschiedene trauert und den Lebenden das bißchen Liebe versagt.

Ein großes, schönes und wirkliches Leben in einer Kunst der Darstellung, die nur deswegen so ganz gelungen ist, weil Plattensteiner die Volksseele und ihren lebendigen Ausdruck zur Gänze wirklich kennt und erfährt hat.

**„Vogelfrei.“** Aus den Erlebnissen eines kleinen Waldbogels. Von Richard Plattensteiner. Verlag Heinrich Minden, Dresden. Buchschmuck von E. M. Fossel. 67 Seiten. Preis RM —.50.

Kinder und große Leute werden in gleicher Weise eine helle Freude an diesem Buche haben, aus dem ein kleiner Waldbogel uns sein Lebenslied zuspricht und uns unzufriedenen Menschen zeigt, daß rechter Mut bonndten ist, um im Leben zu bestehen, auch — beim Waldböglein.

Sehr hübsch und gut empfunden sind die Bilder dazu von E. M. Fossel, der gleichen Künstlerin, die den Buchschmuck für „Die Wirtin zum goldenen Hirschen“ besorgte.

**Der Gottesfreund Nikolaus von der Flie.** Eine Dichtung von Margarete Weinhandl. Halbleinen geb. RM 2.50. Verlag von J. F. Steinkopf, Stuttgart.

Nikolaus ist der Zeit- und Geistesgenosse eines Suso, den auch Luther und Terstegen schätzten. Er war aber nicht Mönch, sondern ein Schweizer Bauer mit Haus und Hof, Weib und Kind. Bis der Ruf des Geistes, dem er von jeher folgte, ihn in die finstere Melchiaschlucht wies und er zum „Bruder Klaus“ wurde, zu dem das Volk hinströmte und Fürsten, Bischöfe und Herren ihre Boten sandten, Rat zu holen. In Legenden lebt er im Schweizer Oberland fort.

Der erste Teil der Dichtung, „Weltgebirge“, bringt ihn uns nahe durch Vermittlung der Natur, die heute dort so groß wie einst, sich mit der Seele verbindet. Der zweite Teil: „Bauernschicksal“ zeigt die historische, fernige Gestalt des Schweizer Volksmannes, der dritte, „Im Seelengrunde“, den Heiligen, der über den Dingen steht.

Es mögen nach dem Büchlein greifen Freunde der Natur, insbesondere der Schweiz, Freunde Dürerscher Gestalten, und wer stille Versenkung im Wesensgrunde pflegen will. Aber auch jeder, der deutsche Sprache und Dichtung liebt, soll es lesen.

**In Flandern reitet der Tod.** Dramatische Kriegsdichtung in 3 Akten von Erich Limpach. Ludendorffs Volkswarte-Verlag, München. 1932. Preis RM —.80.

Ein kleiner, packender, wahrheitsgetreuer Ausschnitt aus dem großen Kriege wird uns vom Dichter gegeben. Großkampf tobt an der Westfront. In treuer Kameradschaft steht die Geschützbedienung seit Jahren zusammen. Schlicht und selbstverständlich ihre Pflichten gegenüber Volk, Vaterland und ihren Lieben. Sie läßt sie in dieser Hölle aushalten. Kein hurra-Patriotismus macht sich breit, so wie es war, steht sie hier wieder vor unseren Augen, die Abwehrschlacht in Flandern in all ihrer zermürbenden und aufreibenden Schwere.

Den gefallenen Kameraden zum Gedächtnis, dem lebenden Geschlecht zur Wacherhaltung der hohen Pflichten der Kriegsjahre, der heranwachsenden Jugend zur Erweckung heldischer Geistes, das ist Sinn und Erfüllung dieser vortrefflichen Dichtung.

## Betrachtung.

**Vom Gesetz und von der Liebe.** Ein Zyklus über die zehn Gebote Gottes. Rundfunkvorträge von Peter Lippert S. 3. 8°. 352 Seiten Text. Halbleinband RM 5.80, Schweizer Franken 7.25; broschiert RM 4.20, Schweizer Franken 5.25. Verlag „Ars sacra“ Josef Müller, München 13, Friedrichstr. 18.

Diese 17 Vorträge, die Peter Lippert bei den Sonntagsmorgenseiern des Bahrischen Rundfunks gehalten und die in ganz Deutschland Aufsehen erregt haben, handeln von den Geboten Gottes. Lippert weiß die scheinbar starren Gebote seinen Hörern und Lesern wunderbar lebensvoll zu machen. Meisterhaft zeigt er den letzten göttlichen Urgrund und die äußersten Konsequenzen der Gebote auf, stellt sie mitten hinein in das moderne Leben, beleuchtet durch sie hindurch die brennenden Probleme der Gegenwart und bringt sie mit unnachahmlicher Kunst dem einzelnen Menschen so nahe, daß sich jeder persönlich angerufen fühlt. Eindringlich und packend klingt Lipperts Mahnruf über die Gebote der Gemeinschaft mit Gott und über die Gesetze der Menschengemeinschaft. Es könnte kaum etwas Aktualeres geschrieben werden als die Kapitel „Deine Kinder“, „Gewalt oder Recht?“, „Wer ist unser Volk?“ und dennoch ist über allem die zeitlose, die ewige Schau. Feinhörig für die leisesten Regungen der Menschenseele findet Lippert noch für das Unsagbare, nur mehr Fühlbare Wort und Deutung. Niemand weiß so wie Lippert von der Liebe zu sprechen, von jener höchsten Liebe, in der Freiheit und Gebot eins wird, die den Inhalt und Sinn aller Gebote ausmacht. Ein gewaltiges Hohelied der Gottes- und Menschenliebe sind diese Vorträge, für deren Herausgabe wir dem Verlag „Ars sacra“ danken müssen.

Dr. G. Hirsch.

## Zeitschriften:

**Jugendrotkreuz.** Zeitschrift des „Oesterreichischen Jugendrotkreuzes, Wien, 3., Margergasse 2. Folge September—Oktober. Preis des Jahrganges, 10 Hefte, S 3.—

Die Septemberfolge dieser so schönen Hefte ist Niederösterreich gewidmet. Durch die Wachau wandern wir, vor uns die herrlichen Bilder dieser Landschaft nach unseren Künstlern L. Kasimir, Götzinger, Lorber, Darnaut, Rinzl u. a. Uralte Sagen raunen uns zu, und vom Ketter des Wienerwaldes, Schöpfel, erzählt zu seinem Gedenten Dr. A. Wallis, der erste Gesang Missons „Da Rag“ berührt unser Gemüt so stark wie einst, als wir selbst als Kinder noch keine derartige Zeitschrift besaßen, die in der Oktoberfolge dem Herbst zugeeignet, feinsüßlich aus dem besten Schrifttum auch eine Ernte bietet, reich und köstlich, gleich dem Gabenbringer.

Mit dieser Zeitschrift sein Kind beschenken, heißt, sich selbst beschenken. F. P.

**Germanien.** Monatshefte für Vorgeschichte zur Erkenntnis deutschen Wesens. H. F. Koehler, G. m. b. H., Leipzig, 1933, Heft 10, vierteljährlich 3 Hefte, RM 3.—, Einzelheft RM 1.20.

Die Erklärung des germanischen Jahrgottes, des Rechtsgottes im „Männchen von Döfen“ bringt Dr. Otto Huth in einem an Wissen gesättigten Aufsatz, durch Bilder sinnvoll unterstützt. Nach Oberösterreich führt uns der nächste, zu mächtigen Granitblöcken, auf denen in uralten Zeiten der „Lebensbaum“ eingegraben wurde und müssen wir schon hier staunen über das hohe Wissen unserer Ahnen, so noch mehr bei der Arbeit des Prof. Dr.

J. Riem über „Tierkreis und Sonnenbeobachtung“. Über „Mittelalterliche Kalkbrennereien in Ostböhmen“ unterrichtet uns Rudolf Hundt, während Studienrat Dr. Max Göbel uns allerlei „Volkstümliches aus dem Riesengebirge“ mitteilt. In den „Jägerstühlen“ bei den Bodensteiner Klippen vermutet Dr. Harmensen eine uralte Thingstätte. Hinter all dem neuen Erkennen, darin steht die vertraute Gestalt Herman Births, des Vielumstrittenen.

Eine reichhaltige Folge, die noch gewinnt durch die kritische „Bücherwaage“ und die „Zeitschriftenschau“. F. P.

**Die Scholle.** Illustrierte Monatsblätter für Feld-, Haus- und Gartenwirtschaft. Schriftleitung und Verwaltung. Wien, 3., Erdbergerlande 54/XI/18. „Erfolgreicher Obstbau im kleinen Garten“ betitelt sich ein Aufsatz im Oktoberheft der Illustrierten Monatschrift „Die Scholle“ (Preis pro Jahr S 1.60, Betrag in Briefmarken an die Verwaltung: Wien, 3., Erdbergerlande 54/XI senden!), der den Weg zu reichlichem Ertrag aufzeigt. Diese gediegene Zeitschrift, die jedem Landwirt, Gartenfreund und Kleintierzüchter bestens empfohlen werden kann, enthält außer den vielerlei „Praktischen Winken“, dem „Arbeitskalender“ für Feld und Garten“ und den „Ratschlägen für die praktische Hausfrau“ u. a. noch folgende Artikel: „Wie pflanze ich Obstbäume“, „Obstreste sind als Viehfutter gut verwendbar“, „Zimmerkultur der Rosen“ und „Die Überwinterung der Gemüsesorten“. Der instruktive Artikel „Die Aufgaben eines Schutzverbandes der Hausparier“ sollte von jedem Neuhausbesitzer und Hausparier gelesen werden.

Der Hammer-Verlag, Leipzig G 1., gibt zu bedeutend herabgesetzten Preisen eine Reihe Bücher aus seinen Beständen ab. Es sei auf die nachstehenden Werke aufmerksam gemacht:

**Das andere Blut.** Roman von Grete v. Urbanitzky. 480 Seiten. Geb. statt RM 4.— für RM 1.90.

Fritz Bergens Kampf gegen die „paar Tropfen Giftes, die ihm im Blute gären“ und sein freilich teuer erkaufter Sieg, sein Gegenspieler, der in Haß sich verzehrende Dr. Adler und dessen Lebenskreis werden mit Geschick geschildert.

**Reaktion.** Roman von Gräfin Edith Salburg. 384 Seiten. Geb. statt RM 4.— für RM 1.90.

Eine meisterhafte Darstellung aus dem Groß-Oesterreich der Vorrevolutionzeit, die das Erwachen des ungarischen Volkes zeigt. Und der auf die geliebte Frau verzichtende edle Széchenyi, verzichtet auch auf das Führertum in der Erkenntnis: „was Bringen, die Bevorzugten dieser Welt, alles nicht besitzen, wonach sie niemals greifen dürfen, das ist das geistige, seelisch freie Königtum. — Solches Königtum stieg empor aus den Tiefen des Volkswesens, aus dem Mittelpunkt allen Lebens, schwere Not gebar es und glühende Freiheit war seine Schöpferin.“ — Die Geschichte gab der Verfasserin Recht!

**Geist und Judentum.** Eine grundlegende Untersuchung von Arthur Trebitsch. 282 Seiten. Halbl. statt RM 3.— für RM 1.50.

Arthur Trebitsch, selbst aus dem Judentum stammend, hält hier gründliche Abrechnung mit der jüdischen Geisteshaltung, aber dadurch auch eine indirekte Abrechnung mit jenen Ariern, die noch immer keine „Judenfrage“ kennen. Hier belehrt sie ein Jude!

**Der große Raubzug.** Von Dr. H. Dellmahr. 280 Seiten. Geb. statt RM 4.— für RM 1.80.

„Die deutschen Gewerbetreibenden und Arbeiter, ebenso die Landwirte und Angehörigen der freien Berufe, wundern sich immer, warum ihnen trotz allen Fleißes kaum das Notwendigste zum Leben bleibt. Sie suchen die Ursache der Not in allem möglichen, wobei stets ein Stand den andern beschuldigt. Dieser Streit der schaffenden Gruppen kann nur geschlichtet werden durch Aufklärung darüber, wo der gemeinsame Feind zu finden ist.“ Dieses Buch gibt diese so dringende Aufklärung in einer derart klaren, sachlichen Form und Sprache, daß damit die „Geheimwissenschaft“ unseres gesamten Geldwesens jedem offenen Kopfe vertraut wird.

Marger als je würgt uns das „internationale Kapital“ und auf das Mas warten schon die Wirtschaftshähen, darum erkennt, wo r a n es liegt. Es ist hoch an der Zeit!

**Die Sünden der Großfinanz.** Von Theodor Fritsch. 128 Seiten. Preis geb. statt RM 1.45 für RM —.60.

Der Altmeister Fritsch ist tot. Doch noch umschwebt uns sein nimmermüder Geist und mahnt uns ganz besonders aus diesem Werke, in dem er ohne Schonung die Großfinanz und ihr so verderbliches Wirken auf unser Volk zeigt. „Wir können nicht genug die jüdische Frage entblößen — ihre volle Häßlichkeit geht über unsere Vorstellung.“ Diese Aufgabe erfüllte Fritsch, ohne nach links und auch ohne nach rechts zu schielen, bis ans Ende.

**Das Wörtherkreuz.** Mystisch-sozialer Roman. Von Franz Herndl, 198 Seiten mit einem Bilde der Insel Wörth mit dem Wörtherkreuze. Broschiert S 2.40.

**Die Trugburg.** Autobiographische Skizzen des Einsiedlers auf der Insel Wörth. 320 Seiten mit einem Bilde, darstellend: Ruine Werfenstein, Donaustrudel und Insel Wörth. Broschiert S 3.—

Beide Bücher zu beziehen durch die Verlagsbuchhandlung R. Pirngruber, Linz a. d. Donau.

Es gibt Menschen, die nur auf ihr Ich bedacht sind, es gibt solche, die alles getan zu haben glauben, wenn sie für eine kleine Gemeinschaft sogenannte „Opfer“ bringen, und es gibt Naturen, deren Drang nur eines kennt: die Menschheit weiter zur Höhe zu führen, sie zu erlösen!

Zu dieser Art gehört der Verfasser, der ob seiner in die Zukunft weisenden Gedanken und Anregungen schon vor Jahren ein „philosophischer Jules Verne“ genannt wurde und der in beiden Werken schon damals jene Gedanken predigte, die heute allmählich durchdringen.

Eine besondere Stellung weist Herndl der Frau zu, die ihm als Mutter des zukünftigen Geschlechtes zu hoch steht, um in der herkömmlichen Weise erzogen zu werden. Sie soll die Lichtträgerin zu einer schöneren Welt werden.

Dies alles kleidet Herndl in offenkundiges Gewand, immer spannend und mitreißend, und ist auch der Hintergrund zu diesem Geschehen das ganze Österreich, immer wieder kehrt der Verfasser in liebevoller, rührender Weise zu dem einen Ort zurück: jener herrlichen Perle des Strudengauges, der grünen Insel Wörth, für die er schon so viel getan und geschaffen und noch immer unermüdet tätig ist. Vorbildlich in seiner Heimatliebe und unerreicht in seiner Gesinnung!